

Aus dem Inhalt:

Quo Vadis Volkskirche? Konsequenzen aus der „Freiburger Projektion“

Fragen an einen Verfasser der Projektion

Die Freiburger Studie –
Wie darauf reagieren?

Cui bono –
wem nützt die Projektion 2060?

Zur Entwicklung der
evangelischen Kirchen
in Deutschland

Wie geht „Kirche“
mit Menschen um,
die nicht „normal“
sein wollen?

Zukunft schon jetzt

Neue Reihe:
„Was uns eint?“

Bibelverständnis

Zur Diskussion

Ein Virus geht um

Aus dem Pfarrverein

Einladung zum
Dies academicus

Buchbesprechung

In memoriam



Liebe Leserin, lieber Leser!

Während dieses Editorial geschrieben wird, ist unsere Zeit nahezu total geprägt vom Corona-Virus. Wie es sein wird, wenn Sie diese Zeilen lesen, ist nicht recht absehbar. Es mutet kurios, makaber oder gerade merkwürdig richtig an, dass wir in der Jahresplanung ausgerechnet diese Mai-Nummer der Pfarrvereinsblätter der sog. „Freiburger Projektion 2060“ gewidmet haben, also dem Unterfangen, darauf auszublicken, wie es um unsere Kirche und ihren Mitgliederbestand in 40 Jahren aussieht. Fast alle Beiträge wurde vor dem Ausbruch der Corona-Pandemie geschrieben und konnten nicht im Blick haben, was zur Zeiten der Corona-Krise und nach ihr sein wird. Vielleicht macht aber das gerade ihren Wert aus. Bedenkenswert finden wir diese Beiträge aus verschiedenen Perspektiven allemal. Dazu finden Sie die nächsten Beiträge zu unserer Reihe „Was uns eint?“, die uns zum Nachdenken über unterschiedliche Bibelverständnisse und so ad fontes führen, der Nachruf am Ende weitet den Blick auf den umfassenden Horizont der Ewigkeit. So dürfen wir uns im Anfang und Ende eingebettet fühlen.

Eine Projektion versucht, die Vergangenheit über die Gegenwart hinaus in die Zukunft zu verlängern. Die Corona-Krise durchkreuzt dies bitter. Die biblischen Propheten und Prophetinnen haben aus Gottes Sicht die Vergangenheit in die Zukunft verlängert, in Kritik und Ermutigung, mit Bußruf und Heilsbotschaft. Dies hing und hängt immer von Gott ab.

Gegen die Verlängerung oder „in, mit, unter“ ihr steht Gottes Verheißung. Die mag in bestimmten Zeiten verdunkelt sein, aber sie möchte sich wohl doch immer entdecken lassen, sich offenbaren als verlängerter und hilfreicher Arm Gottes mitten im Leben.

So möge ER Sie alle in diesen Zeiten behüten und Ihnen Ihre Gesundheit und Zuversicht bewahren und ER möge Ihnen zu Ihrem Dienst Kraft, Kreativität und seine Verheißung geben.

Hinweis auf die übernächste Ausgabe

Das Thema der übernächsten Ausgabe 7-8/2020 wird sein: „Von Preacher-Slam und Predigt-Battle“.

Wir freuen uns sehr über Beiträge und bitten Sie, diese am besten als Word-Datei, ohne besondere Formatierung, bis spätestens zum 20. Juni 2020 an die Schriftleitung zu senden..

Die kommende Ausgabe 6/2020 zum Thema des Pfarrbildprozesses befindet sich bereits in Vorbereitung.

Herzliche Einladung zum 128. Tag der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer in Offenburg

Herzlich willkommen in Offenburg!
Herzlich willkommen im Kirchenbezirk Ortenau!

Unsere Stadt ist sicher eine Reise wert. Nicht nur wegen des Pfarrer*innentages. Nicht nur, weil sie verkehrstechnisch so gut zu erreichen ist.

(Sogar der TGV nach Paris macht bei uns Halt.)

Nicht nur, weil Sie hier gastfreundliche Menschen erwarten.

Offenburg ist eine Stadt, die ihrem Namen gerecht wird.

Wir sind eine offene Stadt mit vielen Schulen und einer Hochschule, mit einer gesunden mittelständisch geprägten Wirtschaft, mit einer attraktiven Innenstadt, die gerade an den Markttagen zahlreiche Kundschaft ins Zentrum lockt. Mit einem regen Kulturbetrieb und attraktiven sportlichen Angeboten. Ich erinnere an den Künstler Stefan Strumbel und die Leichtathletin Christina Obergeföll, die genauso hier leben wie der renommierte Kirchenmusiker Traugott Fünfgeld, der hier unser Bezirkskantorat leitet.

Der Kirchenbezirk Ortenau ist 2014 durch die Zusammenlegung der ehemaligen Bezirke Kehl, Lahr und Offenburg entstanden und mit 105.000 Gemeindemitgliedern und 63 Kirchen- und Pfarrgemeinden mit Abstand der größte Kirchenbezirk in der badischen Landeskirche. Für das kirchliche Leben spielen die drei Regionen mit ihren Dekanatsitzen und besonders die 12 Subregionen eine wichtige



Dekanesehepaar Jutta und Frank Wellhöner

Rolle. Eine dieser Subregionen ist die Kirchengemeinde Offenburg.

In unserer Stadt leben derzeit 62.000 Menschen.

Wobei „die Stadt“ eigentlich nur ein Teil ist und die elf Ortsteile der andere. Man wohnt in Weier oder in Zell-Weierbach und ist oft vor Ort ins rege Dorf- und Vereinsleben eingebunden.

In unseren drei Reblandgemeinden wird ein guter Wein angebaut und gerne auch getrunken – zusammen mit einem schmackhaften Essen in der breit aufgestellten Gastronomie.

Zur hohen Lebensqualität trägt auch die die schöne Landschaft bei, die viele zum Wandern, Radfahren und Mountainbiken lockt. Viele Elsässer kommen zum Ein-

kaufen und sogar zum Essengehen über den Rhein.

Offenburg ist eine offene Stadt, weil hier schon 1847 für Freiheit und Bürgerrechte gekämpft wurde. Vielleicht haben Sie bei Ihrem Aufenthalt die Gelegenheit, den „Salmen“ zu besuchen. In und vor diesem ehemaligen Gasthaus trafen sich 900 Verfassungsfreunde und proklamierten mit den 13 Forderungen des Volkes in Baden den ersten deutschen Grundrechtekatalog. Ab 1875 wurde der „Salmen“ von der jüdischen Gemeinde als Synagoge genutzt und am 9. November 1938 von NS Aktivisten geplündert und zerstört. Der „Salmen“ ist heute ein Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung.

Sicher wird Ihnen bei Ihrem Aufenthalt in Offenburg auch das „Burda-Hochhaus“ auffallen.

Der große Burda-Medien-Konzern hat hier, wo Sie tagen, nach dem 2. Weltkrieg seinen Ausgangspunkt genommen und unsere Stadt am Oberrhein durchaus „weltberühmt“ gemacht.

Offenburg ist auch deswegen eine offene Stadt, weil hier viele Menschen für bürgerschaftliches Engagement offen sind. In der Innenstadt gibt es einige Stadtteil- und Familienzentren, in den Ortsteilen sehr aktive Vereine. Und die Kirchen sitzen selbstverständlich mit an den Runden Tischen und in den Festkomitees, wenn es um das soziale Miteinander geht. Ja, in Offenburg gibt es sie noch, die „Kirche im Dorf“, Christengemeinde und Bürgergemeinde sind gut vernetzt. Die „Kirche im Dorf“ ist dabei zumeist katholisch. Von den 62.000 Einwohnern sind nur etwa ein

Viertel evangelisch. Der Reformation, die von Straßburg ausging, war nur ein kurzes Intermezzo beschert. Das lag vor allem an der damaligen Übermacht der Klöster und Orden in der Stadt. Die evangelischen Offenburger*innen sind somit zumeist Zugezogene, sei es ab 1945 als Flüchtlinge aus den ehemaligen „Ostgebieten“ oder als Spätaussiedler aus Rumänien und der früheren Sowjetunion. Die ersten Evangelischen nach der Reformationsära brachte im 19. Jahrhundert die großherzogliche Verwaltung und der Bau der Schwarzwaldbahn in unsere Stadt. Damals, 1865, wurde auch die Evangelische Stadtkirche im neogothischen Stil erbaut, in der Sie auch einen Gottesdienst feiern werden. Heute besteht die Evangelische Kirchengemeinde Offenburg aus sieben Pfarrgemeinden, jede setzt dabei eigene Akzente, so dass wir insgesamt breit aufgestellt sind – mit Kirchen- und Posaunenchor, Jugendbüro und Erwachsenenbildung, den Beratungsstellen des Diakonischen Werks in der Ortenau, der Diakoniesozialstation und den Häusern des Paul-Gerhardt-Werks. Ebenso wird die Ökumenische Telefonseelorge Ortenau-Mittelbaden von Offenburg aus betrieben.

Eine offene Stadt ist Offenburg nicht zuletzt durch die große Offenheit für die Ökumene. Es gibt freundschaftliche Kontakte mit der großen römisch-katholischen Nachbargemeinde St. Ursula und ebenso mit der kleinen alt-katholischen St. Matias-Gemeinde und der Neuapostolischen Kirche. Die evangelische Allianz wird mit der Baptistengemeinde und der Freien evangelischen Gemeinde gepflegt. Der



interreligiöse Arbeitskreis bringt viele Religionsgemeinschaften in unserer Stadt an einen Tisch und bekennt sich zu einem friedlichen Miteinander der Religionen. Im Gemeindehaus der Stadtkirche treffen sich derzeit 14-tägig Geflüchtete mit Einheimischen zum Café International. Vor allem aber wird die Ökumene in den vielen konfessionsverbindenden Familien unserer Stadt gelebt, für die ein reges Miteinander über konfessionelle Grenzen hinweg selbstverständlich ist.

Auch für unsere Kirchengemeinde ist der Name unserer Stadt Programm: Offen-
burg, das heißt: Offen für Gott und die Menschen.

Wir wünschen Ihnen schon jetzt einen anregenden und angenehmen Aufenthalt in der Ortenau, ganz besonders in Offen-
burg und hoffen, dass dabei etwas von dieser Offenheit für Gott und die Menschen spürbar wird.

Herzlich grüßen wir auch von den Dekankollegen Günter Ihle, Rainer Becker und den beiden Schuldekanen Hans-Georg Dietrich und Herbert Kumpf,

Ihr Offenburger Dekansehepaar
■ Jutta und Frank Wellhöner

Hinweise zu den Rahmenprogrammen am 128. Tag der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer in Offenburg

am Montag, 12. Oktober 2020

Auch zu den Rahmenprogrammen ist eine Anmeldung erforderlich. TeilnehmerInnen am Pfarrertag melden sich bitte telefonisch (Tel. 0721 - 84 88 63) oder per Anmeldeformular (E-Mail: gross@pfarrverein-baden.de – Fax: 0721 - 84 43 36) in der Geschäftsstelle an.

Anmeldeschluss ist Ende Juni 2020.

Weitere Hinweise zum Pfarrertag finden Sie im beigelegten Einladungssprospekt. Änderungen vorbehalten.

Hinweise zu den Rahmenprogrammen:
Start für alle Programme ist nach dem Mittagessen ab 14.00 Uhr an der Sporthalle des CJD Offenburg.

Zu allen Rahmenprogrammen wird von uns ein Bustransfer organisiert.

Ende der Rahmenprogramme ist um ca. 16.00 Uhr.

Gottesdienstbeginn: 17.00 Uhr.

A: Führung durch den Salmen Offenburg

Der Offenburger Salmen ist ein historisches Veranstaltungsgebäude und ein Kulturdenkmal mit wechselvoller Geschichte. Er steht für zwei zentrale Themen der Geschichte Offenburgs: als Versammlungsort der „Entschiedenen Freunde der Verfassung“ 1847 und als Synagoge zwischen 1875 und 1938.

B: Führung

„Jüdisches Leben in Offenburg“

Bereits um das Jahr 1300 existierte eine jüdische Gemeinde in Offenburg, die unter anderem ein prächtiges, bis heute erhaltenes Bad („Mikwe“) anlegen ließ. Bei der Judenverfolgung wurden die Juden 1349 aus der Stadt verwiesen. Neue Gemeinden bildeten sich im 17. und im 19. Jahrhundert.

C: Führung Klosterkirche und Evangelische Stadtkirche

Das im Jahr 1280 gegründete Franziskanerkloster (jetzt Augustiner) wurde nach einem Stadtbrand 1689 wieder aufgebaut und beherbergt heute ein Mädchengymnasium. Die Führung zeigt Kirche und Kreuzgang. Die Evang. Stadtkirche wurde 1864 im neugotischen Stil erbaut und ist gleichzeitig die älteste Evang. Kirche der Stadt Offenburg.

D: Führung Gengenbach (längerer Fußweg)

Mit ihren Fachwerkhäusern, Türmen, Toren und Gassen bietet die ehemalige Reichsstadt Gengenbach eine malerische Kulisse. Erwähnenswert sind auch der erlesene Gengenbacher Wein und das Rathaus, das sich in der Adventszeit in das weltgrößte Adventskalenderhaus verwandelt.

E: Führung Firma Meiko

Die in Offenburg ansässige Firma Meiko produziert vor allem Reinigungsanlagen für den Gaststätten- und Hotelbetrieb und gehört zu den 5 größten Arbeitgebern vor Ort. Bemerkenswert ist das Stiftungsmodell des Unternehmens: die in den 80er-Jahren von der Ehefrau des Firmengründers ins Leben gerufene „Oskar und Rosel Meyer Stiftung“ steht hinter dem Unternehmen und dient nach eigener Aussage vorwiegend den Interessen der Betriebsangehörigen.

Außer den organisierten Rahmenprogrammen bietet Offenburg natürlich noch weitere Möglichkeiten. Beachten Sie aber, dass am Montag die allermeisten Museen geschlossen sind. Gottesdienstbeginn ist um 17.00 Uhr in der Stadtkirche.

Witwen der Ordinationsjubilare: Herzliche Einladung zum Tag der Pfarrerinnen und Pfarrer

Die Witwen der diesjährigen Ordinationsjubilare (Ordinationsjahrgänge 1960, 1970, 1980, 1995, 2010) sind zur Ordinationsjubilarsfeier im Rahmen des Pfarrerinnen- und Pfarrertages am 11. und 12. Oktober 2020 in Offenburg herzlich eingeladen.

Da bei den Witwen keine Aufzeichnungen über das Ordinationsjahr des verstorbenen Ehemannes geführt werden, sind wir auf Meldungen angewiesen. Die einzelnen Jubilarskurse, zum Beispiel die jeweiligen SprecherInnen, werden gebeten, die Witwen von verstorbenen Kurskollegen auf den Pfarrerinnen- und Pfarrertag anzusprechen.

Falls der Wunsch auf Teilnahme besteht, bitten wir in der Geschäftsstelle um Nachricht bis Ende Juni.

Natürlich können sich die Witwen der Ordinationsjubilare, die teilnehmen möchten, auch direkt bei uns in der Geschäftsstelle (Tel. 07 21 – 84 88 63) melden. Die Einladung gilt für beide Veranstaltungstage.

Die Namen unserer Ordinationsjubilare finden Sie in dieser Ausgabe der Pfarrvereinsblätter.

Konsequenzen aus der „Freiburger Projektion“.

Fragen an Fabian Peters

■ Fabian Peters, geb. 1987, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forschungszentrum Generationenverträge und am Institut für Finanzwissenschaft und Sozialpolitik der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, das unter der Leitung von Prof. Dr. Bernd Raffelhüschen steht. Dort verantwortet er die technische Volkswirt (M. Sc.) den evangelischen Teil der Mitglieder- und Kirchensteuerprojektion. Fabian Peters engagiert sich ehrenamtlich als Mitglied unserer Landessynode, dort im Präsidium, im Finanzausschuss und als Mitglied im Landeskirchenrat. Die Fragen an ihn hat Jochen Kunath von der Schriftleitung gestellt.

Inwiefern trifft die „Freiburger Projektion 2060“ die badische Landeskirche in besonderer Weise?

Die Zahl der Mitglieder der badischen Landeskirche und auch die finanziellen Möglichkeiten durch die Kirchensteuer werden sich unter den von uns getroffenen Annahmen bis 2060 in etwa halbieren. Damit weichen die badischen Ergebnisse – anders als in anderen Landeskirchen – kaum von den durchschnittlichen bundesweiten Ergebnissen ab. Auch in Baden spielt das Tauf-, Austritts- und Aufnahmeverhalten eine deutlich größere Rolle beim Mitgliederzurückgang als demografische Faktoren. Da nicht alle Kinder von

evangelischen Müttern getauft werden und zusätzlich mehr Menschen aus der Kirche aus- als in die Kirche eintreten, werden sich die Mitgliedschaftsbestände bis 2060 um 29 Prozentpunkte verringern (EKD-weit: 28 Prozentpunkte). Hinzu kommt, dass die zu erwartenden evangelischen Sterbefälle weit über der Zahl der evangelischen Zuwanderungen und der Geburten von Kirchenmitgliedern liegen. Der demografische Wandel allein führt zu einem Rückgang der badischen Mitgliederzahlen um 19 Prozentpunkte (EKD-weit: 24 Prozentpunkte). Baden profitiert hier von einem leichten positiven Zuwanderungssaldo und einer jüngeren Mitgliederstruktur als bundesweit.

Die Bewertungen der Freiburger Projektion gehen von „Alles halb so schlimm“ bis „Großes Drama“. Wie bewerten Sie die Ergebnisse der Studie und wie bewerten Sie die Reaktionen darauf und die ersten Konsequenzen, die in Baden daraus gezogen werden?

Die Ergebnisse unserer Studie zeigen uns, was wir eigentlich schon alle geahnt haben: Wir werden weniger, wir werden älter und wir werden ärmer. An Stellenreduzierungen und Gebäuderückbau führt wohl langfristig kein Weg vorbei. Aber was vielleicht noch wichtiger ist: Anders als wir in den vergangenen Jahren so oft

Die Ergebnisse für die badische Landeskirche weichen von den bundesweiten kaum ab. Die Mitgliederzahlen werden sich halbieren.

und gerne in Pressemeldungen behauptet haben, liegt die Entwicklung zu einem geringeren Teil am demografischen Wandel.

Der größere Anteil des Mitgliederrückgangs ist auf kirchenspezifische und damit zumindest teilweise auch hausgemachte Faktoren zurückzuführen. Ich finde, das ist eigentlich eine gute Nachricht. Denn unsere Projektion ist ja keine Vorhersage der Zukunft, sondern eine „Was-wäre-wenn-Rechnung“. Wir haben die heutigen Verhältnisse (angereichert mit Informationen, die wir schon heute bspw. zu steigender Lebenserwartung o.ä. haben) in die Zukunft gespiegelt. Klar ist: Der demografische Wandel ist aufgrund des geringen Potentials an (evangelischer) Zuwanderung unumkehrbar. Die anderen Faktoren nicht. Zwar werden sich gesellschaftliche Megatrends wie Säkularisierung, Pluralisierung und Individualisierung nicht umkehren lassen. Doch für einen Teil des Mitgliederrückgangs ergeben sich aus den analysierten Daten Handlungsansätze. Eine Erhöhung der Taufen und Aufnahmen und eine gleichzeitige Verringerung der Austritte hätte nicht nur mehr Mitglieder zur Folge. Auch der Rückgang der Kirchensteuerkraft würde geringer ausfallen.

Nicht um der institutionellen Selbsterhaltung, sondern um des Auftrags der Kirche – der Kommunikation des Evangeliums, der Menschen und der christlichen Botschaft willen – ist es geboten, über die Zukunft der Kirche nachzudenken. Deswegen sollten wir ernsthaft prüfen, welche Maßnahmen flächendeckend – das ist für den Statistiker wichtig! –

Die „hausgemachten“ Faktoren für die schlechte Prognose können wir als Kirche selbst verändern

ergriffen werden können, um diese Zahlen zu unseren Gunsten zu verändern. In Baden habe ich bisher keine konkreten kirchlichen Konsequenzen wahrgenommen – wohl aber eine Sensibilisierung für die Situation. Ich bin gespannt, ob und welche Maßnahmen ergriffen werden.

Bis 2060 wird sich einiges gesellschaftlich und geistesgeschichtlich verändern. Wie sind da die möglichen Veränderungen, die sich durch die „Freiburger Prognose“ abzeichnen, einzuordnen?

Natürlich hat die projizierte Entwicklung auch Auswirkungen auf die konfessionelle Zusammensetzung der Gesamtbevölkerung: Während noch 1970 über 90 Prozent der Bevölkerung in Baden-Württemberg einer der beiden großen Kirchen angehörte, waren es im Jahr 2017 noch 63 Prozent. 2060 wird dieser Anteil bei etwa 33 Prozent liegen. Hat sich das Verhältnis der beiden großen Kirchen zueinander in den vergangenen Jahrzehnten stark zugunsten der katholischen Kirche entwickelt, wird sich dieser Trend bis 2060 vermutlich nur schwach fortsetzen. Voraussichtlich 2035 wird eine Mehrheit der in Baden-Württemberg lebenden Menschen keiner der beiden Kirchen mehr angehören. Bundesweit wird die 50 Prozent-Marke bereits im Jahr 2024 unterschritten. Das wird sich auf das Verhältnis von Kirche, Gesellschaft und Staat auswirken. Zwar garantiert das Grundgesetz den Kirchen hier weitreichende Privilegien.

Deutliche Auswirkungen auf das Verhältnis Kirche, Gesellschaft und Staat

Doch wäre es wohl naiv, davon auszugehen, dass sich angesichts der projizierten Entwicklungen nicht massive gesellschaftliche Anfragen zur Praxis bspw. des Religionsunterrichts, dem Kirchensteuersystem oder der subsidiär unterhaltenen Einrichtungen stellen werden. Umso wichtiger wird es sein, kirchliche Arbeit in der säkularen Gesellschaft zu plausibilisieren.

Der ehemalige Rektor der Evangelischen Hochschule in Freiburg hat mal gemutmaß, dass die Kirche wieder in die Zeit der Versammlung in Katakomben zurückkehren wird.

Welches Kirchenbild wird sich Ihrer Meinung nach in den nächsten Jahren entwickeln bzw. entwickeln müssen?

Wie Kirche zahlenmäßig in Zukunft aussieht, wird stark davon abhängen, welche Bedeutung sie der Peripherie ihrer Parochialstruktur beimisst. Denn eines zeigen die Zahlen deutlich: Taufbereitschaft und Kirchenaustritte lassen sich – zumindest statistisch signifikant – nicht mit dem sonntäglichen Gottesdienst oder der Arbeit mit den gemeindlich Engagierten vor Ort erklären. Sie sind keine Frage von theologischen Grundüberzeugungen oder synodalen Entscheidungen. Für die Zahl von Taufen und Kirchenaustritten spielen die binnenkirchlich heiß diskutierten Fragen, ob kirchliche Arbeit nun liberal oder pietistisch, lutherisch, uniert oder reformiert, progressiv oder konservativ sein muss, eine untergeordnete Rolle. Austritte und unterlassene Taufen finden sich – statistisch sig-

Vor allem an den Rändern der Parochie wäre der negative Trend umkehrbar

nifikant – in der Peripherie der Parochie. Wie sollte es auch anders sein? Schließlich erreicht diese – auch bei großzügiger Reichweitschätzung – nur einen Bruchteil der Kirchenmitglieder. Gerade mit Blick auf unterbliebene Taufen und Austritte lohnt es sich, genauer auf die kirchliche Arbeit zu blicken. Wo hat Kirche Berührungspunkte zu denen, die nicht regelmäßig mit ihr in Kontakt stehen (wollen)? Wie lassen sich Kasualien (Taufe, Konfirmation, Trauung, Bestattung) und subsidiäre Aufgabenerfüllung (v. a. Kindertagesstätten und Religionsunterricht) einladender gestalten? Wie können Eltern zur Taufe ihrer Kinder flächendeckend und ansprechender eingeladen werden? Wie können die wenigen Kontaktpunkte mit jungen Kirchenmitgliedern nach der Konfirmation und vor der ersten Kirchensteuerzahlung besser genutzt und ausgebaut werden? Wie können neue Kontaktflächen mit Menschen zwischen 20 und 35 Jahren geschaffen werden, die sich einerseits flächendeckend an alle richten und andererseits distanzierte Kirchenmitgliedschaft erlauben und wertschätzen? Wenn es den Kirchen gelingt, tragfähige

Antworten auf diese Fragen zu entwickeln, wird der ehemalige Rektor der EH ziemlich sicher falsch liegen.

Wir haben in Baden gerade die erste intensive Phase des Pfarrbildprozesses hinter uns.

Wie sieht das Berufsbild des Pfarrers/der Pfarrerin 2060 aus?

So eine Frage ist natürlich für einen Ökonomen und Pfarrmann gefährliches theologisches Tiefwasser, in dem man

leicht untergehen kann. Trotzdem wage ich einen Schwimmversuch: 2060 haben Pfarrerinnen und Pfarrer keine Angst mehr vor Zahlen. Sie wissen, dass Statistik (unter anderem) dabei hilft, kirchliche Wirklichkeit wahrzunehmen. Vor allem Dingen hilft sie ihnen dabei, zuverlässige und kompetente Seelsorger und (Achtung: Ökonomensprache) Kasualdienstleister bei den Menschen zu sein. Sie wissen um die Reichweite ihrer Arbeit und arbeiten in Strukturen, die es ermöglichen, alle Gemeindeglieder (und nicht nur 5 bis 10 Prozent) regelmäßig zu kontaktieren. Sie laden Eltern bei der Geburt ihrer Kinder zur Taufe ein und Paare bei der standesamtlichen Eheschließung zur kirchlichen Trauung. Sie haben die Namen und Gesichter der jungen Erwachsenen ihrer Gemeinde vor Augen. Sie verkündigen das Evangelium bei ihren Besuchen und Gottesdiensten milieu- und alterssensibel. Dafür haben sie Zeit – weil sie von den Dingen entlastet wurden, für die sie nicht ausgebildet wurden (wie die Geschäftsführung von Kindertagesstätten und Pfarrämtern) oder die nicht Kern ihrer eigentlichen Arbeit sind (wie zu viele Gremiensitzungen).

Welche ganz konkreten Maßnahmen oder Projekte sind für Sie zukunftsweisend im Blick auf die projizierte Lage der Kirchen 2060?

Meine Hoffnung setze ich auf Initiativen und Gemeinden, die versuchen den Blick und damit auch Zeit- und materielle

Pfarrer und Pfarrerinnen werden sensible Kasualdienstleister mit mehr Zeit werden

Faszinierend ist der Blick auf die Kirchenmitglieder jenseits der Kerngemeinde

Ressourcen über die Kerngemeinde hinaus auf die übrigen Kirchenmitglieder zu richten. Dafür sind sie bereit, auf andere

etablierte Angebote zu verzichten. In unserem Buch „Kirche – ja bitte!“ haben wir zehn gelungene Projekte und Initiativen auf Gemeinde- und Landeskirchen- bzw. Diözesanebene gesammelt, die erfolgversprechend auf die künftige Entwicklung reagieren. Aus Baden haben wir die Quellgemeinde Böhringen am Bodensee vorgestellt, die es – übrigens biblisch gut fundiert – geschafft hat, den Blick konsequent auf die zu richten, die dazu gehören, aber nicht aktiv dabei sind. Besonders

beeindruckt hat mich eine Lichtträgeraktion, bei der am Ewigkeitssonntag allen evangelischen Haushalten ein selbstgebasteltes Licht mit einem Segenswort persönlich vorbeigebracht wird.

Welche Konsequenzen ziehen Sie persönlich und als Landessynodaler aus der „Freiburger Projektion“?

Aus Kirchenleitungssicht sehe ich zwei große Handlungsfelder. Zum einen wünsche ich mir, dass bei Kasualien die Liebe der Pfarrpersonen zu den Menschen spürbar werden kann. Keine Gemeinde sollte Kasualien als (finanzielle) Belastung wahrnehmen. Damit Kasualien vor Ort gerne und viel vollzogen werden, sollten wir verstärkt Anreizwirkungen schaffen. Derzeit ist es ja eher so, dass die Gemeinden mit überdurchschnittlich vielen Taufen und Hochzeiten belastet werden. In manchen Gemeinden munkelt man ja, dass

die Höhe der Nutzungsgebühren für die Kirche bei Trauungen als Abschreckung für Brautpaare gedacht ist. Für Gemeinden, die überdurchschnittlich viel tun, sollten Entlastungen zumindest in Pfarramtssekretariaten und bei Organisten- und Kirchendienerdiensten geschaffen werden. Zum anderen sollten wir einen systematischen Umgang mit der besonders austrittswilligen Altersgruppe der jungen Erwachsenen entwickeln. Hier gilt es flächendeckend und sensibel Kontakte in einer Lebensphase zu gestalten, in der Kirche genuin nicht ganz oben auf der Prioritätenliste steht und in der sich viele oft auch räumlich – über Gemeindegrenzen hinweg – neu sozialisieren. Diese Aufgabe kann von einer einzelnen Kirchengemeinde wohl nur schwerlich geleistet werden. Hier braucht es m.E. gesamt-kirchliche Lösungen.

Anreize für Gemeinden, sich stärker den Kasualien und Austrittswilligen zuzuwenden

Sehr geehrter Herr Peters, wir danken Ihnen für das digital geführte Gespräch und Ihre Antworten.

Die Freiburger Studie – Wie darauf reagieren?

Ein Diskussionsbeitrag

■ Oberkirchenrat Dr. Matthias Kreplin ist Leiter des Referats I Verkündigung in Gemeinde und Gesellschaft der Ev. Landeskirche in Baden. In seinem Diskussionsbeitrag ordnet er die Freiburger Studie in den Veränderungsprozess der evangelischen Kirchen von der Institution zur Organisation ein und beschreibt mögliche Konsequenzen für die Arbeit der unterschiedlichen kirchlichen Orte.

Die Freiburger Studie mit ihren Prognosen über die Entwicklung der Kirchenmitgliedschaft und dementsprechend der Kirchensteuereinnahmen hat eine breite Wirkung in unserer kirchlichen Landschaft in Baden und Deutschland erzielt. Sie verstärkte die ohnehin schon vorhandene Sorge um die Zukunft unserer Kirche noch einmal deutlich. Denn sie prognostiziert: Unsere Kirche befindet sich in einem stetigen Rückgang, der sich äußert im Verlust von Mitgliedern, im Nachlassen religiöser Prägungen, im Verlust gesellschaftlicher Relevanz, in immer engeren finanziellen Handlungsspielräumen.

Die Erkenntnisse der Freiburger Studie sind ja nicht radikal neu, den Rückgang der Mitgliederzahlen und die damit verbundenen Entwicklungen nehmen wir ja schon seit Jahren wahr. Neu ist, dass uns die Freiburger Studie erklärt, weshalb die letzte Dekade trotz aller Prognosen und des faktischen Rückgangs der Mit-

Aktionspläne greifen zu kurz

gliederzahlen doch von relativ stabilen Einnahmen geprägt war (Ursache: Die stärkste Bevölkerungsgruppe der Baby-Boomer kam in den letzten Jahren in die Lebenszeit ihres höchsten Erwerbseinkommens). Und dass uns die Studie auf diese Weise deutlich macht, dass die aus der Erfahrung der letzten zehn Jahre gespeiste Hoffnung „Es wird schon nicht so schlimm kommen“ ein Irrtum ist. Neu ist, dass die Freiburger Studie neben den wenig beeinflussbaren demografischen

Faktoren für den Rückgang der Mitgliederzahlen auch beeinflussbare Faktoren und ihre

Wirkung auf die Mitgliederentwicklung aufweist: Die Bedeutung von Taufen und nicht durchgeführten Taufen, von Kirchenein- und -austritten.

Eine erste mögliche Reaktion auf die Freiburger Studie, die ich bei mir und anderen feststellte, waren Aktionspläne: Jetzt gilt es mit großem Engagement die geeigneten Maßnahmen umzusetzen, um die in der Studie prognostizierte Entwicklung aufzuhalten oder doch zumindest abzuschwächen. Das ist sicherlich richtig und es gibt manche wichtige und umsetzungswerte Vorschläge. Aber ich fürchte, Aktionspläne greifen zu kurz. Denn eigentlich versuchen wir dieses „Wachsen gegen den Trend“ ja schon seit der EKD-Schrift „Kirche der Freiheit“ von 2006. Und trotzdem ist uns

keine Trendumkehr gelungen. Wir brauchen also etwas anderes als noch mehr Aktion. Ich glaube, wir brauchen ei-

wir brauchen einen neuen Blick auf unsere Kirche

nen neuen Blick auf unsere Kirche und damit auch ein neues Selbstverständnis und daraus folgend auch neue Formen und Strukturen. Nur so kommen wir heraus aus dem Teufelskreis von Überforderung und Depression.

Von der Staatskirche über die Traditionskirche zur Entscheidungskirche

Wir kommen aus einer staatskirchlichen Geschichte. Noch bis ins 19. Jahrhundert wurde es staatlich sanktioniert, wenn Menschen sich nicht am Leben der Kirche beteiligten – wenn sie zum Beispiel am Sonntagmorgen nicht zum Gottesdienst kamen oder wenn sie gegen andere kirchliche Regeln verstießen. Nach dem Ende des landesherrlichen Kirchenregiments vor gut 100 Jahren wurde aus der Staatskirche eine Traditionskirche. Mitgliedschaft in der Kirche war nun soziale Konvention. Und bis in die 1990-er Jahre hinein konnte man – zumindest auf dem Dorf – noch Diskriminierung und Ausgrenzung erfahren, wenn man aus der Kirche austrat, wenn man seine Kinder nicht taufen ließ oder wenn man als Jugendlicher nicht zur Konfirmation ging. Diese Zeit ist nun vorbei. Wir sind in einer Zeit angekommen, in der das eigene Verhältnis zu Kirche, Glaube und Religion weithin als Privatsache angesehen wird und nicht mehr Gegenstand sozialer Kontrolle ist. Es mag hier einzelne Ausnahmen geben, aber für den überwiegenden Teil der Bevölkerung ist das Verhältnis zur Kirche in

eine Option neben anderen

Wir werden in Zukunft also eine Entscheidungskirche sein

den Modus der Entscheidung gerückt. Jede Gehaltsabrechnung und Steuererklärung stellt vor die Frage: Will ich Mitglied der Kirche sein und ist mir das meine Kirchensteuer wert? Und in einschneidenden Lebenssituationen wie der Geburt eines Kindes, einer Eheschließung oder der Bestattung eines Angehörigen stellt sich die Frage: Will ich dafür die Begleitung durch kirchliche Riten in Anspruch nehmen oder will ich auf eine kirchliche und religiöse Gestaltung dieses Übergangs verzichten? Und anders als noch in traditions gelenkten Zeiten, ist jetzt die Entscheidung für die

Kirche eine Option – eine Option neben anderen. Und andere Optionen werden gesellschaftlich akzeptiert und sind vielleicht sogar attraktiver. Mag für einige Menschen ihre Kirchenmitgliedschaft noch unhinterfragte Selbstverständlichkeit sein, in Zukunft werden Menschen entweder bewusst Mitglied der Kirche sein oder sie werden austreten – auch wenn der Austritt vielleicht erst über die nächste Generation durch das Unterlassen der Taufe der eigenen Kinder geschieht.

Wir werden in Zukunft also eine Entscheidungskirche sein – eine Kirche, in der Menschen Mitglieder sind auf Grund ihrer eigenen Entscheidung.

Das führt natürlich dazu, dass wir – aus einer traditions gelenkten Situation kommend – auch weiterhin Mitglieder verlieren werden. Diese Entwicklung wird wahrscheinlich noch etwa eine Generation andauern, und die Freiburger Studie projiziert diese Situation auf die nächsten

40 Jahre. Diese Entwicklung wird uns vor große finanzielle und organisatorische Herausforderungen stellen – aber ist sie auch ein theologisches Problem?

Nein, ein theologisches Problem ist sie nicht! Denn eigentlich vollzieht sich in dieser Entwicklung eine Bewegung, die in der Reformation selbst angelegt ist. Haben doch die Reformatoren selbst herausgearbeitet, dass es beim Glauben um einen inneren Prozess geht, um eine persönliche Aneignung des Evangeliums und nicht um ein rein äußeres Geschehen, das unabhängig von innerer Beteiligung vollzogen werden kann. Die Reformatoren lehrten, dass Glaube nicht einfach eine Entscheidung ist, sondern eher ein Berührt-Werden und ein Neu-Werden durch den Heiligen Geist. Aber die Konsequenz dieser Begegnung mit dem Evangelium kann nur in Freiheit gestaltet werden und äußert sich dann in konkreten Entscheidungen. Und so ist es einer reformatorischen Kirche also angemessen, dass sie eine Entscheidungskirche ist – man könnte auch sagen: eine Kirche der Freiheit.

Die für uns so schmerzlich wahrzunehmende Entwicklung ist also eine Entwicklung, die im reformatorischen Verständnis des Glaubens selbst wurzelt. Und so betrachtet, sieht die Freiburger Prognose auf einmal gar nicht mehr so düster aus. In einer Situation, in der Kirchenmitgliedschaft Gegenstand freier Entscheidung und eine Option neben anderen ist, wäre es doch genial, wenn wir Evangelische in Baden im Jahr 2060 knapp 20 % der Bevölkerung stellen würden! Welche andere Religionsgemeinschaft, welche andere NGO, welche Partei, welcher Verein hat eine solche Mitgliedschaftsprognose?!

Eine erste Reaktion auf die Freiburger Studie ist also, uns in unserem eigenen Denken von der normativen Kraft der Traditionskirche zu befreien. Wenn wir immer alle Gegenwart vergleichen mit der Kirche, wie sie in den 1960-er bis 1980-er Jahren zu erfahren war, dann ist alles defizitär, dann erleben wir nur Niedergang und Abstieg. Und der Weg in die Depression ist nicht weit. Wenn wir aber unsere Augen öffnen, um in den Resten der Traditionskirche bereits eine neue Form von Kirche zu sehen, dann werden wir viele spannende Entdeckungen machen und erleben, dass der Geist Gottes auch heute unter uns am Wirken ist. Dann nehmen wir zum Beispiel wahr, dass die Zahl der ehrenamtlich in unserer Kirche Engagierten in den letzten Jahren mindestens stabil geblieben, teilweise sogar gewachsen ist; dass die Zahl der Kinder, die in Kinderchören singen, in den letzten zwanzig Jahren enorm gestiegen ist und auch die kirchenmusikalisch engagierten Erwachsenen zugenommen haben; dass in vielen Orten ehrenamtliche Teams in der Flüchtlingsbetreuung entstanden sind; dass ... Vieles wäre hier noch anzuführen.

Entscheidungskirche, Freikirche und Volkskirche

Ich habe eben von Entscheidungskirche gesprochen. Der Begriff der Entscheidungskirche lässt an freikirchliche Modelle denken. Dort sind Menschen Mitglied auf Grund eigener Entscheidung, manche Freikirchen sehen sogar eine Taufe nur dann als gültig an, wenn sie auf der Basis eigener Entscheidung des Täuflings vollzogen wird. Aber das

traditionelle freikirchliche Modell sollte nicht unser Leitbild sein. Denn es gilt um des Evangeliums willen unbedingt drei Momente festzuhalten, die bisher unser volkswirtschaftliches Gepräge ausgemacht haben: Die Kirche der Vielfalt, die Kirche der offenen Ränder und die Kirche für alles Volk.

Mit Kirche der Vielfalt ist der Anspruch verbunden, als Kirche offen zu sein für die vielfältigen Lebenswelten und Lebensstile der sich immer stärker differenzierenden Gesellschaft. Schon jetzt fällt es uns oft schwer, diesen Anspruch umzusetzen. Aber wir dürfen

ihn nicht aufgeben. Wir dürfen nicht der Versuchung erliegen, dass unsere Gemeinden und kirchlichen Orte zu homogenen Gruppen werden, in denen sehr eingegrenzte Milieus sich nur noch mit Ihresgleichen treffen. Denn das Evangelium zielt auf alle Menschen und zielt auf die Versöhnung der Verschiedenen. Diese Vielfalt muss sich in unserem kirchlichen Leben widerspiegeln.

Damit korrespondieren die offenen Ränder. Unsere Kirche braucht – wie jede Freikirche und NGO auch – Menschen, die sich verbindlich engagieren, haupt- wie ehrenamtlich. Aber es wird wichtig sein, dass auch diejenigen, die nur gelegentlich vorbeischaun, einen Platz in unserer Kirche haben. Es wird auch weiterhin wichtig sein, dass man anonym in der Kirchenbank sitzen darf, ohne dass man sich sofort zu etwas bekennen

Die Kirche der Vielfalt, die Kirche der offenen Ränder und die Kirche für alles Volk

Denn das Evangelium zielt auf alle Menschen und zielt auf die Versöhnung der Verschiedenen

wo Menschen mit Kirche flirtieren können, ohne sich verbindlich festzulegen

oder zum Kirchkafee gehen muss. Es wird auch weiterhin wichtig sein, dass Menschen kirchliche Begleitung zum Beispiel bei

den Wendepunkten des Lebens erfahren können, die nicht regelmäßig am kirchlichen Leben teilnehmen. Wenn zukünftig Kirche sich nicht einfach nur in den Familien durch die Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation selbst reproduziert, sondern in jeder Generation wieder

neue Menschen für die Kirche gewinnen muss, wenn sie also missionarische Kirche sein will, dann braucht es gerade diese offenen Ränder.

Dann braucht sie Orte, wo Menschen mit Kirche flirtieren können, ohne sich verbindlich festzulegen. Dann braucht es auch Formen unterschiedlicher Verbindlichkeit der Teilnahme. Nur so wird Kirche das Evangelium ausrichten können an alles Volk (Barmer Theologische Erklärung, These VI).

Und damit sind wir beim dritten Element, das unbedingt festzuhalten ist: Um unseres Auftrags willen, das Evangelium in Wort und Tat auszurichten an alles Volk, sind wir als die Kirche Gestaltenden weiterhin gerufen, Verantwortung in der Gesellschaft und für das Ganze der Gesellschaft zu übernehmen, also uns auch weiterhin diakonisch zu engagieren,

uns in gesellschaftspolitische Debatten einzumischen, uns nicht nur um unsere Mitglieder zu kümmern, sondern um die ganze Bevölkerung.

Unsere Kirche muss also weiterhin öffentliche Kirche sein. Zurückgehende Ressourcen werden hier sicherlich unsere Handlungsspielräume kleiner machen. Aber es geht darum, diese Perspektive – zumindest exemplarisch – offen zu halten und uns nicht nur nach innen hin zu orientieren.

Wie eine solche öffentliche Kirche auch unter den Bedingungen einer Minderheitenkirche gestaltet werden kann, zeigen uns manche unserer ökumenischen Partnerkirchen in Europa und in Übersee.

Es ist wahrzunehmen, dass einige Freikirchen sich aus ihrer besonderen Tradition heraus öffnen für eine solche vielfältige Kirche mit offenen Rändern, die auch gesellschaftliche Verantwortung übernimmt. Hier sollten wir uns für neue ökumenische Kooperationen öffnen.

Eine zweite Reaktion auf die Freiburger Studie wäre also, den Gefahren und Versuchungen einer kleiner werdenden Kirche entschlossen entgegen zu treten. Kleiner werden heißt nicht „gesund schrumpfen“. Kleiner werden trägt die Gefahr in sich, zu einer homogenen Gruppe zu werden, zu denen andere kaum noch einen Zugang finden, und sich zurückzuziehen in die eigene, vermeintlich sichere Nische. Wir brauchen aber eine Kirche, die der Welt und den Menschen zugewandt ist und bleibt.

Von der Institution zur Organisation

Aus dem bisher Ausgeführten sollte deutlich geworden sein, dass nur eine

rückwärtsgewandte Perspektive die Entwicklung unserer Kirche als Rückgang oder Niedergang erlebt. Angemessener und auch hilfreicher ist es, die Veränderungsprozesse als Umbruchprozess und als Herausforderung zur Umgestaltung wahrzunehmen – vielleicht können wir sogar sagen: einen Umbruch, in den Gott uns hineinführt, und darum auch eine Herausforderung, vor die Gott uns stellt. Dabei sind wir auch in einer Bewegung, in der institutionelle Dimensionen von Kirche ihre Bedeutung verlieren und verlieren müssen, während organisatorische Dimensionen an Bedeutung gewinnen müssen. Ja, es wird

sogar noch weiter gehen müssen: Kirche ist neben Institution und Organisation immer auch Bewegung, die sich weniger in festen Strukturen als vielmehr in Netzwerken und Communities organisiert. Zukünftig wird es wichtig sein, Organisation so zu gestalten, dass Netzwerke an ihr andocken können und durch sie Unterstützung erfahren.

Unter einer Institution verstehe ich in diesem Zusammenhang eine Einrichtung, die dadurch geprägt ist, dass sie Zugriff auf Menschen hat und Menschen nicht die Möglichkeit haben, sich diesem Zugriff einfach zu entziehen. So haben Institutionen das Recht, von Menschen etwas zu fordern und ihnen etwas zu gewähren oder zu verweigern. In der staatskirchlichen Tradition war Kirche eine Institution, die das religiöse (und soziale und politische) Leben der Bevölkerung si-

Unsere Kirche muss also weiterhin öffentliche Kirche sein

Wir brauchen aber eine Kirche, die der Welt und den Menschen zugewandt ist und bleibt

chern und zugleich reglementieren sollte. So konnte die Kirche die Teilnahme am kirchlichen Leben fordern und Verstöße dagegen sanktionieren (in meiner früheren Gemeinde fand ich im Archiv einmal ein Buch, indem Strafen für Vergehen wie „Umherziehen im Dorf während des Gottesdienstes“ verzeichnet waren). Dementsprechend konnte und musste die Kirche zum Beispiel auch darüber entscheiden, ob ein Paar getraut wurde oder nicht oder ob ein Kind getauft wurde oder nicht. In unseren Lebensordnungen findet sich immer noch mehr oder weniger die Spur dieses institutionellen Denkens, wenn Zulassungsbedingungen und Zuständigkeiten definiert werden. Institutionen müssen sich nicht legitimieren, weil sie einfach gegeben sind – sie sind eine Selbstverständlichkeit. In einer Situation aber, in der es auf einmal Alternativen zu den Institutionen gibt, geraten Institutionen unter Legitimationszwang, und sie geraten unter den Zwang, sich zu Organisationen weiterzuentwickeln – oder sie

werden aufgegeben. In der Entwicklung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in Deutschland wie in unseren Nachbarländern lässt sich diese Dynamik wahrnehmen (natürlich auch verschlungen mit ganz anderen Dynamiken).

Organisationen sind dadurch geprägt, dass sie für die Menschen eine Funktion erfüllen, die grundsätzlich auch durch andere Organisationen erfüllt werden kann. Organisationen haben darum kein Monopol. Sie sind nicht selbstverständlich, weil es Alternativen zu ihnen gibt. Wirtschaftsunternehmen sind in der Regel ökonomi-

sche Organisationen; an ihnen zeigt sich ein Aspekt der Organisation besonders deutlich: Eine Organisation ist dann besonders erfolgreich und kann viele Menschen an sich binden, wenn die Menschen den Eindruck haben, dass sie die gewünschte Funktion besonders gut erfüllt. In einer komplexen Welt mit vielerlei Optionen ist die Bereitschaft, sich an eine Organisation zu binden, darum etwas, woran Organisationen stets arbeiten müssen, weil Bindung an eine Organisation keineswegs eine Selbstverständlichkeit ist und einer ganzen Menge von Dynamiken unterliegt, die auch nur begrenzt durch die Organisation selbst gesteuert werden können. Aber Organisationen sind stets gefragt, diese Arbeit zu leisten. Nur wenn sie sich den Menschen als plausibel, als lebensdienlich, als hilfreich erweisen, werden sich Menschen mehr oder weniger an sie binden – wobei

es ein großes Spektrum gibt zwischen der engagierten Identifikation über die gelegentliche Inanspruchnahme bis hin zur

Sympathie oder Ablehnung einer Organisation. Von ganz besonders großer Bedeutung ist dabei das Image, das eine Organisation hat. Deshalb investieren Wirtschaftsunternehmen ja auch so viel in Markenpflege und Imagebildung.

Neben der Kirche als Institution und als Organisation steht noch Kirche als Bewegung. Häufig wird darum auch von der Kirche als Hybrid gesprochen (vgl. z.B. E. Hauschild und U. Pohl-Patalong, Kirche, 2013). Das Bild vom Hybrid legt die Vorstellung nah, dass Kirche dauerhaft alle drei Momente umfassen muss. Dau-

Von ganz besonders großer Bedeutung ist dabei das Image

erhaft wird Kirche das Moment der Bewegung brauchen, in der Neues aufbricht und neue Formen kirchlichen Lebens entwickelt werden. Dabei werden Netzwerke ohne feste Strukturen oder Communities, wie sie sich zum Beispiel um Internetportale entwickeln, wichtig sein. Kirchenleitend wird es vor allem darauf ankommen, das Moment des Institutionellen zurückzufahren und Kirche als Organisation zu stärken und eine Organisation zu entwickeln, die auch Bewegungen, Netzwerke und Communities erfolgreich fördern und unterstützen und damit zu sich in Verbindung halten kann.

Seit Jahren schon ist unsere Kirche auf dem Weg von der Institution zur Organisation. Aber es gilt, diesen Schritt nun auch konsequent weiterzugehen. Das wäre eine weitere sinnvolle Reaktion auf die Freiburger Studie. Dies sei an zwei Beispielen illustriert:

Zur Institution Kirche gehört es, von Menschen religiöse Praxis zu fordern. Dementsprechend werden Kirchenmitglieder, die selten oder gar nicht am kirchlichen Leben vor Ort teilnehmen, abqualifiziert. Sie sind nur defizitäre Kirchenmitglieder, keine richtigen Christen. Stellen Sie sich vor, in Ihrer Bäckerei ihres Vertrauens würden Sie scheel angesehen, weil Sie ab und zu Brot im Supermarkt einkaufen. Sie würden sich das nicht bieten lassen und nicht mehr dorthin gehen. Dementsprechend müssen wir als Kirche auch eine andere Sicht zu unseren „passiven“ Mitgliedern gewinnen – also den Mitgliedern, die sich nicht aktiv und so in unsere kirchlichen Orte ein-

bringen, wie wir verantwortlich Kirche Gestaltenden das uns wünschen. Nicht nur, dass aus theologischen Gründen, ein Urteilen über den (grundsätzlich verborgenen) Glauben anderer gar nicht möglich ist. Wir sollten unsere „passiven“ Mitglieder, die ja alle die Option haben auszutreten, das offenbar aber (noch?) nicht tun, vielmehr als Unterstützerinnen und Unterstützer wertschätzen. Wir sollten uns um Kontakt zu ihnen bemühen und Dank sagen für alle Kirchensteuer, die wir erhalten (und würden bei einem solchen Kontakt vielleicht bei manchen auch wahrnehmen, dass sie längst an anderen kirchlichen Orten angebunden sind als an ihrer lokalen Gemeinde).

Wie eben schon angedeutet sind unsere Kasual-Angebote stark von der Frage nach Zuständigkeiten geprägt. Das Brautpaar aus Mannheim, das am Bodensee in der wunderschönen Kirche feiern will, hört in Mannheim, dass ihre Gemeindepfarrerin leider nicht so weit fahren kann, um die Trauung zu gestalten. Und es hört am Bodensee, dass sie gerne in der Kirche heiraten können, ihren Pfarrer aber selbst mitbringen muss. Und so sucht sich das Paar nach einigen

enttäuschenden Anrufen einen freien Ritualdesigner. Der ist im Internet leichter zu finden als eine Pfarrperson, welche die Trauung gestaltet. Die Verantwortlichen in den Pfarrämtern in Mannheim und am Bodensee kann ich gut verstehen. Das Problem kann nicht einfach den beiden Pfarrämtern in Mannheim und am Bodensee aufgebürdet werden. Als selbstverständliche Institution können wir

Seit Jahren schon ist unsere Kirche auf dem Weg von der Institution zur Organisation

uns einen solchen Zuständigkeits-
schungel leisten, als Organisation, die
ein Angebot unter vielen
macht, nicht mehr. Hier
müssen wir als Gesamtorga-
nisation zu neuen Lö-
sungen finden, die eine gute Dienstleis-
tungsqualität sicherstellt – Ich verende
bewusst diesen provozierenden Begriff,
denn Dienst ist ja ein kirchlicher Kernbe-
griff.

Vom Parochialsystem zum Netz kirchlicher Orte

Am letzten Beispiel zeigt sich bereits
eine Problematik unseres Parochialsys-
tems, das auch ein System der Zustän-
digkeiten ist. Ein weiteres Problem des
Parochialsystems ist, dass es ein be-
stimmtes Kirchenmodell zum Standard-
Modell von Kirche macht:
eine an einen besonderen
Ort gebundene lokale Ge-
meinde, in der mit großer
Kontinuität die mit diesem
Ort fest verbundenen Menschen über
längere Zeiträume hinweg kontinuierlich
eine christliche Gemeinschaft bilden.
Das Parochialsystem ist stark, weil es
gut offene Ränder bietet, weil es gut ver-
netzt ist mit den lokalen Strukturen, weil
es Kontinuität und Heimat bietet. Es ist
aber schwach, wo es gilt, hoch mobile
Menschen zu erreichen, deren Selbstver-
ständnis nur wenig geprägt ist durch ih-
ren Wohnort, wo es gilt, Menschen zu er-
reichen, die einen anderen Lebensstil als
der Mainstream pflegen, wo es gilt, Men-
schen anzusprechen, die sich nicht bin-
den wollen, sondern floatend unterwegs
sind.

Dienst ist ja ein
kirchlicher Kernbegriff.

stärker profilieren und
ihre besonderen Stärken
weiterentwickeln

Dieser hoch mobilen, sich stark ausdiffe-
renzierenden Gesellschaft entspricht
besser ein Modell von Kir-
che, welches das EKD-
Zentrum für Mission in der
Region unter dem Stich-
wort der regio-lokalen Kirchenentwick-
lung geprägt hat. Dieses Modell geht von
vielfältigen kirchlichen Orten aus, die je-
weils ein ganz unterschiedliches Profil
haben. Und diese kirchlichen Orte gibt es
ja bereits – auch in ländlichen Kirchenbe-
zirken: ein besonderer Jugendgottes-
dienst mit Lobpreis-Liedern, der regelmä-
ßig junge Leute aus der ganzen Region
anspricht; das Kantorat, zu dem Eltern
ihre Kinder aus den umliegenden Dörfern
bringen und zu dessen Konzerten und
Gottesdiensten die Menschen aus der
ganzen Region kommen; die Regional-
stelle der Erwachsenenbil-
dung, in der Menschen mit
Kirche in Kontakt kom-
men, weil sie sich für Ent-
spannungsübungen inter-
essieren; der Diakonie-Laden oder der Ta-
fel-Laden, in dem sich Menschen aus so-
zialer Verantwortung engagieren und
Menschen aus ganz anderen Milieus be-
ggnen; die Krankenhauskapelle, in der
eine eigene Gottesdienstgemeinde Got-
tesdienste in ganz niederschwelliger Form
feiert ... Vieles wäre hier zu nennen.
In diesem Netz kirchlicher Orte haben
auch Ortsgemeinden ihre Bedeutung, ih-
re Kraft gilt es zu erhalten und zu kultivie-
ren. Aber es wird wichtig sein, dass sie
sich – auch auf dem Land – stärker pro-
filieren und ihre besonderen Stärken
weiterentwickeln, dass sie neben den An-
geboten für die lokale Gemeinde immer

auch eine regionale Ausstrahlungskraft für ein bestimmtes Thema oder Handlungsfeld entwickeln. Und es wird dabei unumgänglich, aber auch entlastend sein, weg zu kommen von der Erwartung, dass eine Ortsgemeinde das Ganze der Kirche abbildet. Die Kirche in ihrer ganzen Fülle bildet nicht (mehr) die Ortsgemeinde, sondern das regionale Netzwerk kirchlicher Orte ab.

Solche regionalen Netzwerke werden zukünftig hauptamtlich besser zu begleiten sein durch multi-professionelle Dienstgruppen, die gemeinsam und arbeitsteilig in einer bestimmten Region

unterwegs sind. Nur so wird es auch möglich sein, dieses Netz kirchlicher Orte auch beim zahlenmäßigen Rückgang der Hauptamtlichen, der sowohl aus finanziellen als auch aus demografischen Gründen auf uns zukommen wird, weiterhin in der Fläche aufrecht zu erhalten. Das Modell des Gemeindepfarrers, der für einen Ort die Allzuständigkeit besitzt, wird an Bedeutung verlieren – auch wenn wir es sicher noch an manchen Orten haben werden.

Die regionalen Netzwerke kirchlicher Orte werden bisher in unseren kirchlichen Leitungsstrukturen noch zu wenig abgebildet. Unser Verfassungsgrundsatz lautet bisher: „Die Evangelische Landeskirche in Baden baut sich von ihren Gemeinden her auf“ (Grundordnung, Art.5,1). Und gemeint sind dabei die Parochialgemeinden. Die anderen kirchlichen Orte sind zwar auch im Blick, aber nur als sekundäre Formen von Kirche.

multi-professionelle Dienstgruppen

dort müssen auch mehr Mittel hinfließen als an Orten, für die das alles nicht gilt

Wir brauchen zukünftig ein System kirchlicher Strukturen, in dem auch die anderen kirchlichen Orte angemessen repräsentiert sind – ohne dadurch der Gefahr zu erliegen, eine Hauptamtlichen-Kirche zu werden.

Das Parochialsystem ist bisher auch leitend für die Verteilung der Kirchensteuer. Jede Gemeinde erhält – je nach Größe – eine bestimmte Zuweisung – unabhängig davon, wie lebendig sie ist, wie viele Menschen sie erreicht. Andere kirchliche

Orte erhalten – wenn überhaupt – nur über den Kirchenbezirk oder die Landeskirche Mittel. Bei der Verteilung der Mittel im Kirchenbezirk und der Landeskirche ist die Frage, wie wirkungsvoll ein kirchlicher Ort eingeschätzt wird, von viel größerer Bedeutung. Zukünftig wird es wichtig sein, dass wir kirchliche

Orte (inklusive der Ortsgemeinden) stärker nach ihrer Lebendigkeit und Wirkkraft finanzieren. Wo große Lebendigkeit herrscht, wo viele Menschen sich ehrenamtlich engagieren, wo viele Menschen erreicht werden, wo eine starke öffentliche Ausstrahlungskraft herrscht, dort müssen auch mehr Mittel hinfließen als an Orten, für die das alles nicht gilt. Und dann muss es immer auch freie Mittel geben, um Neues erproben zu können und verheißungsvolle Initiativen unterstützen zu können, um also Bewegungen integrieren zu können. Über diese regionale Mittelverteilung entscheiden kann nur der Kirchenbezirk.

In den letzten Jahren sind wir schon dazu übergegangen, diese Entscheidungs-

kompetenz des Kirchenbezirks zu stärken und dem Kirchenbezirk auch mehr freie Mittel zukommen zu lassen. Eine weitere Reaktion auf die Freiburger Studie wird also darin bestehen müssen, den begonnenen Weg konsequent weiterzugehen und unser Parochialsystem Schritt für Schritt umzubauen in ein System regionaler Netzwerke kirchlicher Orte, in denen Vielfalt gepflegt wird und Ressourcen dorthin geleitet werden, wo Lebendigkeit herrscht. Der Bewegung hin zur Organisation entspricht es also, dass wir wegkommen von einem System von sicherer finanzieller Vollversorgung hin zu einem System, das an Wirkung orientiert ist und Anreize schafft für Innovation. Damit wird es darum gehen, bei allen Verantwortlichen in der Kirche eine Haltung der Initiative zu fördern, die nach Chancen und Gelegenheiten Ausschau hält und diese mutig ergreift, und dagegen die Haltung des Verwaltens, die primär das Bestehende weiterführt und erhält, eher in den Hintergrund treten zu lassen.

**Reaktionen auf die
Freiburger Studie:
Änderungen unseres Blicks und
unserer Haltungen statt
Aktionsprogramme**

Im zuletzt Ausgeführten wird deutlich, dass die Freiburger Studie uns vor allem zu einer Änderung unserer Haltung führen sollte. Es geht nicht darum, neue Aktionsprogramme aufzulegen. Es geht nicht darum, noch mehr zu tun und uns völlig selbst zu überfordern. Wir tun schon sehr viel und wir tun auch schon sehr viel Richtiges. Es geht vielmehr da-

rum, einen neuen Blick auf die Veränderungsprozesse unserer Kirche zu gewinnen – einen Blick, der sich öffnet für das Wirken des Heiligen Geistes und selbst von diesem geprägt ist. Einen Blick, der die Veränderungen nicht als Niedergang und Abstieg versteht, sondern als Verwandlung und Umbau der Kirche unter den Bedingungen gesellschaftlicher Pluralität und Freiheit. Und es geht darum, dass wir in Haltungen hineinfinden, in denen wir weiterhin Kirche sind, die dem Evangelium und den Menschen zugewandt ist, spirituell überzeugend, einladend und gastfreundlich, Verantwortung übernehmend für das Ganze der Gesellschaft. Es geht darum, dass wir alle lernen, uns als Teile eines großen und sehr vielfältigen kirchlichen Netzwerkes zu verstehen, dessen Stärke gerade darin besteht, dass andere anders sind als wir selbst. Ein Netzwerk, in dem wir uns gegenseitig ergänzen und miteinander solidarisch sind, statt in Konkurrenz zueinander zu gehen. Und es wird darum gehen, dass wir beim anstehenden Rückbau, den wir – einfach aus finanziellen Gründen – in den 2020-er Jahren nun doch werden vollziehen müssen, diese Haltungen nicht durch eine zu intensive Selbstbeschäftigung mit unseren Strukturen, Finanzen und Gebäuden konterkarieren.

Nach meiner Wahrnehmung sind wir in unserer Landeskirche schon ein gutes Stück weit voran geschritten in diesen Haltungsänderungen. Wir sollten diesen Weg konsequent weitergehen

■ Matthias Kreplin, Karlsruhe

Cui bono – wem nützt die Projektion 2060?

■ In der Projektion 2060 zeichnet die EKD von unserer Kirche das Bild einer überalterten Organisation, der die Menschen scharenweise den Rücken kehren. Wie wirkt dieses Bild auf die Mitglieder? Wie auf Menschen, die in der Kirche Verantwortung tragen? Wie auf die nichtkirchliche Öffentlichkeit?

Meine Befürchtung ist: Dieses Bild demotiviert und lähmt nach innen und schwächt die Stellung der Kirche nach außen. Ich habe die Sorge, dass es zur Selffulfilling Prophecy wird. Um so wichtiger ist es zu überprüfen, ob dieses Bild wenn schon nicht schön, so doch wenigstens realistisch ist.

1. Vorbemerkung zur Fragestellung

Es mag irritieren, wenn ich einem Aufsatz zur 2019 erschienenen Studie „Kirche im Umbruch“¹ (auch „Projektion 2060“ genannt) das folgende Zitat über die Kirchenmitgliedschafts-Untersuchungen (KMU) voranstelle. Es hat aber seinen Grund: „In den letzten drei KMU liegt eine starke Auffälligkeit hinsichtlich der Frage nach der Häufigkeit des Kirchgangs vor. Im Jahr 1992 gaben 10 %, im Jahr 2002 11 % und im Jahr 2012 22 % der Mitglieder an, mind. einmal die Woche zu gehen. In allen drei Fällen wichen die Ergebnisse der Zählsonntage erheblich ab (Anteil der Kirchgänger*innen an allen Mitgliedern 1992: 4,8 %, 3,9 % im Jahr 2002 bzw. 3,6 % im Jahr 2012).“²

Sorge, dass die Studie eine Selffulfilling Prophecy wird

Wie zuverlässig ist die Studie?

Warum ich diesen Satz zitiere: Wenn schon Daten zur kirchlichen Gegenwart derart umstritten sind: Kann man dann erwarten, dass Daten, die einen Zeitraum von über 40 Jahren überblicken wollen, die Wirklichkeit zuverlässig abbilden?

Es lohnt sich also, genau anzuschauen, wie „Kirche im Umbruch“ zu seinen Ergebnissen gekommen ist und wie diese Ergebnisse kommuniziert werden.

2. Zur wissenschaftlichen Methodik der Studie

Wenn man mehr über die Methodik der Studie in Erfahrung bringen möchte, macht es einem die EKD alles andere als leicht: Was öffentlich zugänglich ist, ist nämlich nicht die Gesamtheit der Ergebnisse, sondern nur eine Zusammenfassung davon.³

Es fehlen z. B. Angaben zur Entwicklung in den einzelnen Landeskirchen; lediglich Daten zu den vier Regionen Nord, Süd, West und Ost sind summarisch aufgeführt⁴, obwohl Ergebnisse für alle Landeskirchen und Diözesen vorliegen. Da aber Entscheidungen über Haushalte und Personalplanung in den Landeskirchen fallen, stehen dort wichtige Daten nur den Kirchenleitungen zur Verfügung. Eine öffentliche Diskussion in den Landeskirchen über zukünftig notwendige Weichenstellungen wird aufgrund dieses Wissensvorsprungs asymmetrisch geführt werden⁵. Das ist insofern gravierend, als dass es von den Gesamtergebnissen für die EKD in den Landeskirchen Abweichungen

um über 20 % gibt: „Je nach gegenwärtiger Altersstruktur der Mitglieder sowie dem regional stark variierenden Tauf-, Aufnahme- und Austrittsverhalten liegen die Mitgliederzahlen im Jahr 2060 um über 20 % höher oder tiefer.“⁶

Zur Methodik der Studie ist immerhin so viel zu lesen: „Projektionen wie diese basieren natürlich auf Annahmen. Im Prinzip spiegeln wir die heutigen Verhältnisse in die Zukunft.

(...) Unsere Projektionen gehen davon aus, dass das Tauf-, Austritts- und Aufnahmeverhalten von Kirchenmitgliedern *in den letzten Jahren* auch für die Zukunft repräsentativ ist.“⁷ Diese methodische Voraussetzung ist allerdings von zwei Seiten her hinterfragbar:

1. Ist die Annahme eines linearen Verlaufs z. B. von Kirchengaustritten plausibel? Eine (zumindest im Durchschnitt) lineare Entwicklung über 43 Jahre hinweg (Basisjahr für die Datenerhebung war 2017) ist natürlich nicht auszuschließen. Sie könnte sogar – wenn der gesellschaftliche Trend der Individualisierung sich verstärkt – übertroffen werden. Es könnte aber auch sein, dass es Entwicklungen und Ereignisse gibt, die einen Gegentrend auslösen, so dass die prognostizierte Entwicklung abgeschwächt oder sogar gestoppt werden könnte. Über einen solchen Zeitraum hinweg ist eine Festlegung auf eine dieser Varianten Kaffeesatzlesen. Verlässlichere Vorhersagen sind allenfalls möglich bei klar identifizierbaren demographischen Faktoren wie der Altersstruktur der Kirchenmitglieder (s. Kap. 3).

Die Methodik der Studie ist hinterfragbar

2. Welche „letzten Jahre“ werden zum Maßstab von Fortschreibungen in die Zukunft des Jahres 2060 gemacht? Statistikfachleute wissen, dass es für solche Prognosen entscheidend ist, welcher Ausschnitt gewählt wird. Ob z. B. Austrittszahlen des Zeitraums von 2000 bis 2017 hochgerechnet werden oder für den Zeitraum 2014 bis 2017, kann über einen Zeitraum von 43 Jahren hinweg Unterschiede bei den prognostizierten Kirchenmitgliederzahlen in Millionenhöhe ergeben.

Bei der Frage nach dem Maßstab für die Austrittszahlen der letzten Jahre hilft „Kirche im Umbruch“ nicht weiter. Wer methodisch mehr erfahren will, muss aufwändig recherchieren, um zwei weitere Aufsätze der Verfasser der Projektion 2060 zu finden (die in der EKD-Veröffentlichung allerdings nicht zitiert werden): In einem der beiden heißt es: „Die Austrittsquote, also das Verhältnis von Kirchengaustritten zu Kirchenmitgliedern verändert sich von Jahr zu Jahr – und zwar teilweise erheblich. Auch zwischen den Landeskirchen und Diözesen variiert die Austrittsquote stark – 2017 von 0,5 bis 1,6 %.“ Und: „Seit einem – durch die deutsche Wiedervereinigung bedingten⁸ – historischen Hoch zu Beginn der 1990er-Jahre ist die Austrittsquote bis ins Jahr 2005 kontinuierlich gefallen. Seitdem steigt sie allerdings erneut und verweilt seit einigen Jahren auf einem erhöhten Niveau.“⁹

Die detailliertesten Angaben zur Methodik der Projektion 2060 sind in einem Aufsatz zu finden, der allerdings nur auf Englisch

veröffentlicht wurde¹⁰. Nach diesem Aufsatz fiel die Austrittsquote im Bereich der EKD von 1,3% in den frühen 90er-Jahren bis auf 0,5% 2005, um dann wieder anzusteigen, mit einem Spitzenwert von 1,2% im Jahr 2014. Seitdem sei die Rate „relativ hoch“ geblieben¹¹.

Auch hier werden allerdings klare Aussagen vermieden, welche Austrittsquote für die Projektion zum Maßstab gemacht wird und welcher Zeitraum dafür herangezogen wurde. Das beeinflusst aber die Ergebnisse maßgeblich: Da die Veränderungen beim Einzug der Kapitalertragsteuer¹² 2014 in den Folgejahren zu einer Welle von Kirchenaustritten geführt haben und parallel beide Kirchen (wenn auch in unterschiedlichem Umfang) durch die medial sehr präsente Missbrauchsthematik Vertrauensverluste zu spüren bekamen, können diese letzten Jahre kaum als repräsentativ gelten und sind daher als Maßstab langfristiger Prognosen (hoffentlich) ungeeignet.

Ein weiterer Punkt in der Studie fordert zu Nachfragen heraus: Die Verfasser bezeichnen das Lebensalter von 20 bis 64 Jahren als Arbeitsalter und weisen in diesem Zusammenhang auf die Folgen für die Kirchensteuereinnahmen und die Beschäftigungsdauer kirchlicher Angestellter hin, wenn die Zahl der über 64jährigen in Deutschland bis 2060 steigt¹³. Kann man daraus schließen, dass die Ausweitung der Lebensarbeitszeit bis zum 67. Lebensjahr bis 2030 in der Projektion gar nicht berücksichtigt ist?

Zusammengefasst: Die Projektion lässt in der von der EKD veröffentlichten Form

Die Projektion lässt für die Öffentlichkeit viele Fragen offen

viele Fragen offen. Die kirchliche Öffentlichkeit kann erwarten, dass solche Studien in einer Form veröffentlicht

werden, die die Methodik der Datengewinnung transparenter machen.

3. Zur zeitlichen Reichweite der Studie

Nicht nur kirchenleitende Gremien als Planungsverantwortliche haben ein Interesse an gutem Datenmaterial zur zukünftigen Entwicklung unserer Kirchen. Auch wir PfarrerInnen würden gerne wissen, wie sicher unsere Versorgung ist und wie groß die Gemeinden der zukünftig weniger werdenden jungen KollegInnen sein werden. Die entscheidende Frage lautet aber: In welchem Umfang ist die angestrebte Planungssicherheit über einen Zeitraum von über 40 Jahren hinweg realistisch?

Die Kirchenhistorikerin Dorothea Wendebourg zitiert in einem Interview über die Projektion 2060 das Strategiepapier der EKD „Kirche der Freiheit“ von 2006, nach dem die evangelische Kirche 2030 ein Drittel weniger Mitglieder und 50% weniger Kirchensteuereinnahmen haben werde – und weist darauf

hin, dass die rheinische Landeskirche 2006 unter 500 Millionen Euro Kirchensteuereinnahmen hatte und 2019 fast 800 Millionen!¹⁴ Offensichtlich sind langfristige Prognosen also mit erheblichen Fehleinschätzungen verbunden.

Unvorhergesehene Ereignisse finden naturgemäß keinen Eingang in solche Prognosen: Hat im Jahr 1978 jemand den Zustrom der AussiedlerInnen aus dem Osten

Gefahr von erheblichen Fehleinschätzungen

Europas vorhergesehen? Hat jemand den Zusammenbruch der DDR samt Wanderungsbewegungen in Richtung der westlichen Bundesländer vorhergesehen? Völlig offen ist im Moment, welche Folgen die Corona-Krise für unsere Gesellschaft haben wird. Die Frage ist daher: Kann man überhaupt so langfristig planen?

Der Managementberater Reinhard Sprenger schreibt zu langfristigen Planungen: „Mit Planungen kann man zwar die Kontrollillusion aufrechterhalten, aber sie beeinträchtigt die adäquate Wahrnehmung der Wirklichkeit. Wer versucht, den Zufall und die Störung so weit wie möglich auszuschließen, kann sich kaum einstellen auf das Wichtige, das gestern noch unwichtig schien. Langfristige Planungen gehören daher weitgehend der Vergangenheit an. Sie sind in hohem Maße illusionär. (...) Planungen mittlerer Reichweite sind praktischer. (...) Betrachten Sie Planung als kontrollierten Irrtum. Und vergessen Sie nicht: Zukunftsfähigkeit ist nicht Planung, sondern das Umgehen mit ungeplanten Situation[en].“¹⁵

Zu einfach kann man es sich natürlich auch nicht machen. Längerfristige Prognosen sind zumindest näherungsweise möglich in dem Umfang, wie demographische Faktoren (z. B. die Altersstruktur unserer Mitglieder) klar zu identifizieren sind. Hierzu heißt es in der Studie: Der „Überhang an Sterbefällen über Geburten und Zuwanderung führt dazu, dass sich die Mitgliederzahlen bis 2060 um 24 Prozentpunkte verringern werden.“¹⁶

Für etwas mehr als die Hälfte des Rückgangs (28% der heutigen Zahlen) werden in der Studie allerdings „kirchenspezifische

Faktoren“ (Taufen, Austritte, Aufnahmen) genannt.¹⁷ Diese Zahl ist erheblich höheren Unsicherheiten unterworfen. Das wissen auch die Verfasser der Studie. Im bereits erwähnten englischsprachigen Aufsatz zur Studie schreiben sie: „As our results are not predictions but projections using trend analysis, we show how changed conditions would affect the projected development in five scenarios.“¹⁸ Die angenommenen Kirchenmitgliederzahlen der beiden großen Kirchen unterscheidet sich bei den fünf entworfenen Szenarien für 2060 um beinahe 17 Millionen Mitglieder (zum Vergleich: 2017 hatten beide Kirchen zusammen 44,85 Millionen Mitglieder). Eines dieser Szenarien berücksichtigt nur die demographischen Faktoren; es gibt für 2060 35,42 Millionen Mitglieder an. Aber auch die anderen Szenarien liegen noch um bis zu 7 Millionen Menschen auseinander.

Es fällt auf, wie vorsichtig die Verfasser der Studie ihre Ergebnisse in diesem Aufsatz formulieren: „Under the *assumptions* made, the results *suggest* a continued decline in membership and that by 2060 the number of church members *would* be half the number of 2017.“¹⁹ Die EKD macht dann

aus dem auf „Annahmen“ beruhenden „Vorschlag“ der Verfasser eine Gewissheit und aus dem Konjunktiv einen Indikativ: „Bis zum Jahr 2060 *wird*

sich die Zahl der evangelischen Kirchenmitglieder in Deutschland in etwa halbieren.“²⁰ Hier wird die Kommunikation der EKD unredlich.

Unredliche
Kommunikation
der EKD

4. Zur Wirkung der Studie

Der Ton, den die EKD mit dem Fatalismus ihrer indikativen Aussagen an-

geschlagen hat, ist in der medialen Rezeption 1:1 übernommen worden: ZEIT online titelte „Kirchen verlieren bis 2060 fast die Hälfte ihrer Mitglieder“²¹, und bei Wikipedia ist die Studie inzwischen Lexikon“wissen“ geworden²².

Die Freiburger Studie hat ein enormes Medienecho ausgelöst. Gerade wir PfarrerInnen werden natürlich oft auf die Prognosen angesprochen. Viele leiden unter dem lähmenden Gefühl, auf einem sinkenden Schiff zu sein. Seit Jahren machen wir einen Reformprozess nach dem anderen durch, von der Dienstgruppenbildung über den Liegenschaftsprozess bis zu Gemeindefusionen. Die nächste Kürzungsrunde bei den Pfarrstellen ist nur noch eine Frage der Zeit. Für PfarrerInnen und engagierte Ehrenamtliche bedeutet das seit Jahren: Ein großer Teil der Energie geht in Um- (bzw. Ab-)bauprozesse. Und das wird – wenn man den Titel der Studie als programmatisch versteht – in den nächsten 40 Jahren auch so weiter gehen. Der Preis dieser Art von Öffentlichkeitsarbeit ist die Verstärkung der längst vorhandenen depressiven Grundstimmung bei den (haupt- und ehrenamtlichen) Engagierten.

Die EKD nimmt diese Stimmung meinem Eindruck nach nicht ernst:

Der Preis ist die Verstärkung der depressiven Grundstimmung

Das linke Bild ist das Titelbild der Studie „Kirche im Umbruch“²³: nicht „Trotz Umbau geöffnet“, sondern „Wegen Umbau geöffnet“.

Zu sehen ist vom Umbau allerdings nichts. Nimmt das die Belastungen der Umbauprozesse ernst?

Das rechte Bild zeigt die evangelische Kirche in Neustadt (Hochschwarzwald) im August 2017²⁴. Wegen Umbau geschlossen. Meint die EKD wirklich, dass Umbau ohne einen Preis zu haben ist?

Leider sind die abnehmenden Mitgliederzahlen und die Umbauprozesse der letzten Jahre einander verstärkende Vorgänge: Wenn Ältestenkreise einen großen Anteil ihrer Arbeit nicht mehr mit der Unterstützung von Gemeindeaktivitäten oder mit dem Aufbau von Netzwerken zu örtlichen Institutionen zubringen, sondern mit der Verkleinerung ihrer Immobilien, ist es kein Wunder, wenn Kirchenwahlen eine magere Beteiligung aufweisen. Wenn Kindergärten abgegeben werden, gräbt man sich selbst das Wasser ab, weil die dort geleistete institutionelle religiöse Verwurzelung des Nachwuchses wegfällt. Wenn PfarrerInnen ihre Gesprächskontakte in der Gemeinde reduzieren müssen, weil eine Strukturkommission nach



der anderen tagt, lässt die Kirchenbindung der Kirchenmitglieder natürlich nach. Es spricht viel dafür, dass nachlassende Kirchenbindung nicht nur, wie es oft dargestellt wird, die Ursache für die Umbauprozesse ist, sondern es dürfte auch umgekehrt sein: Die nachlassende Kirchenbindung ist Folge der Umbauprozesse.

Einer der wichtigsten (aber in der Studie nicht genannten!) Gründe dafür, warum die verheerenden Prognosen der Projektion 2060 tatsächlich wahr werden könnten, ist die Tatsache, dass der Personal-mangel inzwischen zum wichtigsten Faktor für nachlassende Kirchenbindung zu werden droht: Zur Zeit gehen in Baden unter 20 PfarrerInnen pro Jahr in den Probendienst²⁵. Die aktuellen Studierendenzahlen lassen nicht erwarten, dass diese Zahlen deutlich nach oben gehen. Aber: Über 500 PfarrerInnen der Geburtsjahrgänge 1953 bis 1963 gehen bis 2030 in den Ruhestand²⁶. Das heißt: Auch wenn es gelingt, die Übernahmen in den Probendienst auf regelmäßig 20 pro Jahr zu steigern (was ambitioniert ist), werden aus den rund 980 PfarrerInnen, die die Landeskirche 2015 hatte²⁷, 2030 deutlich unter 700 PfarrerInnen, ein Minus von über 30 %. Selbst die Projektion 2060 mit ihren pessimistischen Annahmen geht bei den Mitgliederzahlen für 2030 von einem Minus von rund 20 % aus und auch für 2035 noch von einem Minus von rund 25 %²⁸. Der Personalbestand schrumpft also deutlich schneller als die Mitgliederzahlen. Ob in

Die nachlassende Kirchenbindung ist Folge des Umbauprozesses

Pfarrermangel führt zu mehr Austrittsneigung

diesem Umfang PfarrerInnen bereit sind, von den neuen Möglichkeiten zur Weiterarbeit im Ruhestand Gebrauch zu machen²⁹, erscheint fraglich.

Dass in unversorgten Gemeinden (oder nach künftigen Pfarrstellenkürzungen in Riesengemeinden) die Austrittsneigung zunimmt, ist nachvollziehbar. Und dass überlastete PfarrerInnen nicht die idealen RepräsentantInnen ihrer Kirchen sind, ebenso. Wir brauchen also dringend Nachwuchs! Die Generation der geburtenstarken Jahrgänge (und das ist im Moment auch die Generation der meisten Personen in Leitungsfunktionen!) – die

selbst mit dem Bewusstsein „wir sind zu viele“ groß geworden ist – hat zu lange nicht verstanden, dass die eigenen Erfahrungen in den 1980ern und 90ern inzwi-

schen nicht mehr zum Maßstab gemacht werden können. Der Ruhestand der geburtenstarken Jahrgänge wird den gesamten Arbeitsmarkt durcheinanderbringen; schon jetzt wird in zahlreichen Branchen über Fachkräftemangel geklagt. Wir

dürfen die Situation nicht mehr verharmlosen; wir müssen wieder (wie es in den 60er und 70er Jahren geschehen ist) um ArbeiterInnen im Weinberg beten³⁰. Die Angst, dass die Bitte wieder *übererhört* wird, wäre angesichts der demographischen Gegebenheiten völlig irrational. Die noch 2015 im

Finanzausschuss der Landessynode gestellte Frage, ob und wann aufgrund abnehmender Gemeindegliederzahlen Gemeindepfarrstellen abgebaut werden können – was wenig sensibel als „demogra-

phische Rendite“ bezeichnet wurde³¹ – verkennt, wo der eigentliche Mangel ist: Wir brauchen mehr Menschen, nicht höhere Renditen. Dass die Projektion 2060 den Personalmangel als Ursache für sinkende Mitgliederzahlen ausblendet, ist vermutlich einer ihrer größten Schwachpunkte.

5. Zur Intention der Studie

Die Ergebnisse der Studie wirken sich bei Haushaltssynoden unmittelbar aus: Der Haushaltsentwurf für den Doppeltaushalt 2020/21 wurde bei der Herbstsynode 2019 mit dem Hinweis auf die Projektion 2060 eingeleitet: „Der (...) deutlich zum Vorschein tretende Langfristtrend ist für uns insofern wichtig, als er uns in eine traumhafte planerische Situation bringt: so viel Planungssicherheit hat man selten.“³²

Das Bedürfnis nach langfristiger Planungssicherheit ist durchaus nachvollziehbar: Wer heute PfarrerrInnen einstellt, übernimmt damit Verantwortung für bis zu etwa 60 Jahren. Verantwortungsbewusste Finanzplanung steht immer vor dem Dilemma, Zukunft planen zu müssen, es gleichzeitig aber nur in engen Grenzen zu können. Ein Risiko gibt es dabei allerdings nicht nur im Blick auf mögliche Kosten, sondern auch im Blick auf Kostenvermeidung: Wenn heute nicht in ausreichender Menge Personal gewonnen werden kann, sind die Folgen davon auch noch in 35 Jahren spürbar!

Interessant ist es, „Kirche im Umbruch“ zu vergleichen mit der bereits erwähnten EKD-Schrift „Kirche der Freiheit“ von

Wir brauchen mehr Menschen und nicht höhere Renditen

Pfarrer stehen erneut unter großem Druck

2006. Voller Optimismus hat diese Schrift ein „Wachsen gegen den Trend“ propagiert. Die Praktische Theologin Isolde Karle hat dazu bemerkt, dass „die daran geknüpften Erwartungen die Kirche in die Erschöpfungsdepression führen (werden), weil sie sich nicht erfüllen lassen.“³³ PfarrerInnen hat das EKD-Papier unter enormen Druck gesetzt, weil jeder Kirchengaustritt nun als persönliches Versagen gewertet werden konnte.

Gegenüber dem überzogenen Optimismus von „Kirche der Freiheit“ bedeutet „Kirche im Umbruch“ einen Pendelausschlag in die entgegengesetzte Richtung. Die EKD korrigiert sich also nun selbst. Nun aber wirkt der Pessimismus überzogen: In fatalistischer Weise werden zukünftige Entwicklungen als sicher dargestellt, die naturgemäß nicht sicher sein können. Der Niedergang der Kirchen bekommt so naturgesetzliche Qualität, und

PfarrerInnen stehen erneut unter enormem Druck: Wieso sollen sie sich noch engagieren, wenn es doch so

wieso nichts bringt? Wie sollen sie andere begeistern?

Demgegenüber scheint ein mittlerer Weg angemessen: Vertrauen auf die Attraktivität des christlichen Lebensmodells, ehrliche Wahrnehmung zukünftiger Mitgliederverluste durch demographisch bedingte Faktoren (Altersstruktur), sorgfältige Analyse von Problemen im Bereich der Mitgliederbindung, Verbesserung der Mitgliederorientierung und Gelassenheit im Umgang mit allem, was da kommt.

6. Schlussfolgerungen

Was ist zu tun im Blick auf die Zukunft unserer badischen Landeskirche?

1. Zentral für den Erhalt der Motivation von haupt- und ehrenamtlichen MitarbeiterInnen ist das Vertrauen in die Leitungsorgane der Landeskirche. Um dieses Vertrauen zu erhalten, ist es wichtig, mit zukunftsrelevanten Daten transparent umzugehen. Das bedeutet: Die Ergebnisse der Projektion 2060 müssen auch für den Bereich der badischen Landeskirche veröffentlicht werden.
2. Die Ergebnisse der Projektion sind als eines unter vielen möglichen Zukunftsszenarios zu vermitteln, nicht als gesichertes Wissen. Indikativische Aussagen sind unseriös und daher zu unterlassen.
3. Entscheidungen über Zukunftsfragen der Landeskirche sind nicht in topdown-Prozessen zu treffen, sondern unter Beteiligung der Betroffenen. Eine Schlüsselrolle spielen dabei die PfarrerInnen: Gerade von ihnen wird erwartet, dass sie die Gemeinden in Transformationsprozessen begleiten, dass sie Konflikte entschärfen und mit ihren Gemeinden Trauerarbeit leisten, wenn es um die Aufgabe von Gebäuden und Arbeitsfeldern oder um Fusionen geht – sie haben daher in besonderer Weise Anspruch auf Einbindung.
4. Demographische Gründe legen es nahe, dass die Mitgliederzahlen und Einnahmen sinken werden. Dem müssen auch langfristige Haushaltsplanungen Rechnung tragen. Die Berücksichti-

Projektion darf nicht zum kirchenpolitischen Druckmittel werden

gung der „kirchlichen Faktoren“ in der langfristigen Haushaltsplanung erscheint dagegen hochgradig spekulativ und ist aufgrund der demotivierenden Wirkung auf aktuell zu sehen. Die Reaktion auf aktuelle Entwicklungen im Bereich dieser Faktoren muss deutlich kurzfristiger erfolgen.

5. Die Projektion 2060 ist als Impuls für eine Verbesserung der Mitgliederorientierung anzusehen, nicht als kirchenpolitisches Druckmittel.

Der hohe Anteil von Personalkosten am landeskirchlichen Haushalt lässt befürchten, dass Sparvorschläge schnell bei den MitarbeiterInnen ansetzen. Dagegen ist zu betonen: Wird die bisherige Orientierung an Beamtenbesoldung und TvöD aufgegeben, ist eine massive Verschärfung der ohnehin bereits gegebenen Probleme bei der Personalgewinnung zu erwarten. Zu empfehlen ist hier ein unaufgeregter Umgang mit den Einsparnotwendigkeiten: In dem Maß, wie Kirchenmitgliederzahlen zurückgehen, wird auch das Personal zurückgehen können. Wie schon gesagt: das Problem liegt nicht in zu hohen Kosten des Personals, sondern im Personalmangel. Die finanziellen Einschnitte, die den Kirchen aufgrund der

Altersstruktur ihrer Mitglieder bevorstehen, werden durch zwei gegenläufige Entwicklungen aufgefangen:

die Verschiebung des Ruhestandszeitpunkts auf die Vollendung des 67. Lebensjahrs bis 2030 und die Umstellungen bei der nachgelagerten Besteuerung der Alterseinkünfte bis 2040.

Beim Blick in die Zukunft ist Angst kein guter Ratgeber. Wir sollten uns nicht von ihr beherrschen lassen: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.“ (2. Timotheus 1,7)

■ Volker Matthaei, Stutensee

- 1 EKD (Hrsg.), Kirche im Umbruch. Zwischen demografischem Wandel und nachlassender Kirchenverbundenheit. Eine langfristige Projektion der Kirchenmitglieder und des Kirchensteueraufkommens der Universität Freiburg in Verbindung mit der EKD, Hannover 2019, www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/Kirche-im-Umbruch-2019.pdf
- 2 Mathis Kreitzscheck/Anna-Carolina Haensch: „Klopfet an, so wird euch aufgetan?“ Teilnahmeverweigerung und Nonresponsebias in der fünften Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, in: Praktische Theologie, Band 54 (2019), Heft 1, S. 45. Vgl. EKD (Hrsg.), Engagement und Indifferenz Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis. V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2014, www.siekd.de/wp-content/uploads/2018/06/ekd_v_kmu_2014.pdf, S.53. Die enorme Diskrepanz zwischen diesen Ergebnissen lässt Kreitzscheck/ Haensch kommentieren, dass die KMU und ihre Rezeption „ihrer wissenschaftlichen Verantwortung, d.h. der Sicherstellung der Validität der Ergebnisse, nicht ausreichend nachkommen“, a.a.O., S.51
- 3 Kirche im Umbruch, a.a.O., S.3
- 4 a.a.O., S.8
- 5 Ich selbst habe mich vergeblich um die Ergebnisse für Baden bemüht.
- 6 Fabian Peters, David Gutmann, André Kendel, Tobias Faix, Ulrich Riegel, Mitgliederorientierung als Zukunftsaufgabe von Kirche, in: dies. (Hrsg.), Kirche – ja bitte! Innovative Modelle und strategische Perspektiven von gelungener Mitgliederorientierung, S.24
- 7 Kirche im Umbruch, a.a.O., S.4
- 8 Das ist freilich zu ungenau: Es war die Einführung des Solidaritätszuschlags 1991, der viele Kirchenmitglieder dazu bewegen hat, zur Kompensation die Kirchensteuer durch Austritt einzusparen.
- 9 Peters, Gutmann et alii, a.a.O., S.23
- 10 David Gutmann, Fabian Peters, German Churches in Times of Demographic Change and Declining Affiliation: A Projection to 2060, in: Comparative Population Studies Vol. 45 (2020): 3-34, s. www.comparativepopulationstudies.de/index.php/CPoS/article/view/313/291 Zu finden ist dieser Aufsatz, indem man die Publikationsliste des

- Forschungszentrums Generationenverträge der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg durchsieht – sein Leiter Bernd Raffelhüschen ist zugleich der Projektleiter der Projektion 2060. Warum entschieden wurde, diesen Aufsatz nicht auf Deutsch zu veröffentlichen – was ja nahe liegend gewesen wäre – ist ihm nicht zu entnehmen.
- 11 a.a.O., S.11
 - 12 Das bis zu diesem Zeitpunkt mögliche Verschweigen von Kapitalerträgen wurde durch Direktinzug der Steuern (und damit auch des Kirchensteueranteils bei Kirchenmitgliedern) bei den Banken erschwert.
 - 13 Gutmann, Peters (2020), a.a.O., S.23: „We estimate a similar, but less pronounced, increase in the total population for the over-64 age group, from 21.5 percent in 2017 to 32.5 percent in 2060. The number of working age people in Germany between the ages of 20 and 64 would fall by 25.7 percent, from 49.67 million in 2017 to 36.86 million in 2060. The number of church members of working age would fall from 26.08 million to 10.66 million during the same period (-59.1 percent). These changes in membership structure would influence the churches' pastoral services. The changes would also have an impact on church tax revenue, and from the perspective of the churches as employers, on the labour supply.“ Auch die Grafik auf S.5 des „Factsheet“ macht die 64 Jahre zur Generationengrenze, vgl. https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/projektion-2060-ekd-vdd-factsheet-2019.pdf
 - 14 in: Publik Forum 11/2019, S. 30
 - 15 Reinhard K. Sprenger, Radikal führen, Frankfurt am Main 2012, S. 218f
 - 16 EKD (Hrsg.), Kirche im Umbruch. Zwischen demografischem Wandel und nachlassender Kirchenverbundenheit. Eine langfristige Projektion der Kirchenmitglieder und des Kirchensteueraufkommens der Universität Freiburg in Verbindung mit der EKD, Hannover 2019, S. 9
 - 17 a.a.O., S.10
 - 18 Gutmann, Peters (220), a.a.O., S.3
 - 19 a.a.O., S.3
 - 20 Internetseite der EKD zur Projektion 2060 (www.ekd.de/kirche-im-umbruch-projektion-2060-45516.htm) unter der Überschrift „Halbierung der Kirchenmitgliederzahlen bis 2060“ nach einer gleichlautenden Äußerung des Projektleiters Bernd Raffelhüschen, vgl. Kirche im Umbruch, a.a.O., S. 5
 - 21 www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2019-05/christentum-kirche-mitglieder-verlust-kirchenaustritt-taufe
 - 22 „Laut einer vom Forschungszentrum Generationenverträge (FZG) der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg erstellten koordinierten Mitglieder- und Kirchensteuervorausberechnung für die katholische und evangelische Kirche in Deutschland wird sich die Zahl der Kirchenmitglieder in Deutschland bis 2035 um 20 Prozent und bis 2060 um 48 Prozent verringern.“ (https://de.wikipedia.org/wiki/Römisch-katholische_Kirche_in_Deutschland)

- 23 a.a.O., S.1
- 24 eigene Aufnahme
- 25 Übernahmen in den Probendienst nach GVBl 4 und 9/2017, 5,12 und 14/2018 sowie 4,5 und 9/2019: 2017 16 Personen (davon 3 im Anstellungsverhältnis), 2018 12 Personen (davon 2 A.), 2019 19 Personen (davon 5 A.). Die PfarrerInnen im Anstellungsverhältnis werden aufgrund ihres Alters nicht mehr verbeamtet, stehen damit aber auch deutlich kürzer (etwas über 20 Jahre oder weniger) im aktiven Dienst zur Verfügung.
- 26 aus: Verhandlungen der Landessynode der evangelischen Landeskirche in Baden. 3. Ordentliche Tagung vom 18. Oktober bis zum 22. Oktober 2015, Anlage 3.3.: Vorlage des Landeskirchenrats vom 22. Juli 2015. Stellenprognose Gemeindepfardienst und Religionsunterricht, S.91
- 27 ebd. Prognostiziert wurde damals, dass die Zahlen für 2020 auf dem gleichen Niveau liegen. Neuere öffentlich zugängliche Zahlen über die aktuelle Personalstärke habe ich nicht finden können.
- 28 a.a.O., S.7 und 9
- 29 Auf dem Tag der Pfarrbildprozesse am 20.2.20 wurde ein Merkblatt „Freiwillige Verlängerung der Dienstzeit über den gesetzlichen Ruhestand hinaus“ verteilt, das die zukünftigen Anwendungsrichtlinien der EKD-Regelungen zur Flexibilisierung des Ruhestands für Baden konkretisiert.
- 30 nach Mt 9, 37f
- 31 vgl. Verhandlungen der Landessynode Oktober 2015, a.a.O.
- 32 Martin Wollinsky, Haushaltsrede. Tagung der Landessynode der evangelischen Landeskirche in Baden. Einbringung des Doppelhaushalts 2020/21, 21.10.2019, www.ekiba.de/html/media/dl.html?i=216475, S. 3
- 33 Interview auf evangelisch.de, vgl. <https://www.evangelisch.de/inhalte/85227/20-06-2013/isolde-karte-wachsen-gegen-den-trend-fuehrt-ins-burn-out>

Freilaufende Pfarrerinnen?¹

Zur Entwicklung der evangelischen Kirchen in Deutschland²

Der ehemalige Leiter des sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD, Prof. Gerhard Wegner, hat beim Hannoverschen Pfarrereinstag am 9. März einen fulminanten Vortrag gehalten, in dem er die Frage, wohin sich die evangelische Kirche in Zukunft entwickle, mit dem Selbstverständnis der Pfarrerinnen und Pfarrer verknüpft. Für ihn wird es entscheidend sein, aus der selbstgenügsamen Eigenresonanz in eine konsequente Orientierung an den Mitgliedern der Kirche zu kommen. Wir geben den Vortrag hier in leicht gekürzter Länge wieder.

Lassen Sie mich mit einer eher persönlichen Bemerkung beginnen. Als ich 1973 mit dem Studium der evangelischen Theologie in Göttingen begann hatten die evangelischen Kirchen in Ost- und Westdeutschland zusammen geschätzt etwa 32 Millionen Mitglieder. In 2019, als ich aus dem aktiven Dienst als Pastor ausschied, waren es nur noch 21 Millionen. Mit hin ein Verlust von einem Drittel der Mitglieder in knapp 50 Jahren – in dem Zeitraum in dem ich für meine Kirche gearbeitet habe. Mir gibt das zu denken. Wie ist dieser Mitgliederverlust in diesem Zeitraum zustande gekommen? Dazu gibt es viele Analysen. Aber mich beschäftigt eine auch sehr persönliche Frage: Inwieweit bin ich mit meiner Arbeit als Pastor auf den verschiedensten Ebenen meiner

Arbeit der Pfarrer mitschuldig an Niedergang der Kirche?

Interessiert sich Kirche ernsthaft für ihre Mitglieder?

Kirche „schuldig“ oder zumindest „mitverantwortlich“ für diesen Niedergang? Und nicht nur ich: meine ganze Generation ist betroffen. Was haben wir falsch gemacht, dass es zu einem solch massiven Rückgang an Mitgliedern gekommen ist? Keine Generation vorher hat solch einen Abbruch erlebt.

Man kann diese Frage banalisieren und bagatellisieren: Nein, meine Generation trägt daran keine Mitschuld, es sind die großen gesellschaftlichen Trends, gegen die niemand etwas ausrichten konnte. Und überhaupt: Schuld – was soll das sein? Aber mich überzeugt diese Antwort nicht. Anderswo auf diesem Erdball ist es anders verlaufen.³ Und der nüchterne

Rückblick auf die vergangenen fast 50 Jahre lässt schon eine ganze Reihe

von recht konkreten Fragen hochkommen, zu denen nicht zuletzt die schlichte aber gravierende Frage danach gehört, ob uns die Mitglieder der Kirche denn wirklich ernsthaft interessiert haben. In jedem dieser fast 50 Jahre kam es zu enormen Kirchengliederausstritten. Aber hat uns das wirklich bewegt? Habe ich wenigstens bei einigen wenigen

Leuten den Kirchengliederausstritt verhindert und einige andere zum Kirchengliedereintritt bewegt? Ich ver-

mute, dass die Bilanz wenig zum Positiven ausschlagen würde – denn bewusst habe ich in Hinsicht Mitglieder wenig unternommen. Es standen Aufträge, Aufgaben, Projekte, Aktionen im Vordergrund – aber die Mitglieder?

Und es sind ja nicht nur die Kirchaus-
tritte als solche – es ist vielmehr ein ge-
samtgesellschaftlicher Plausibilitäts-
hintergrund, der sich in diesen 50 Jahren
grundlegend geändert hat und aus dem
eine gelebte religiöse Kommunikation
aber auch grundlegende christliche Wer-
torientierungen immer weiter verschwun-
den sind – zumindest was Mitteleuropa
anbetrifft. [...].

Nun soll es im Folgenden natürlich nicht
um eine Schuld erkundung der jetzt abtre-
tenden Generation – über-
haupt nicht um Vergangen-
heitsbewältigung – gehen.
Meine Perspektive ist auf
die Zukunft gerichtet: Wie

kann unsere Kirche, unter den gegenwärtigen
gesellschaftlichen Bedingungen, be-
wusst und sozusagen mit erhobenem
Kopf kleiner werden, ohne zum Loser wer-
den zu müssen? Denn das wird sie mit Si-
cherheit werden: kleiner – und sie wird in
einem gesellschaftlichen Kontext zu
Recht kommen müssen, der ihrer religiös
christlichen Botschaft immer kleinere Re-
sonanzräume einräumt.

Das bedeutet von vorn-
herein, dass das gesamte
kirchliche System fragiler
wird. Die Welt der sich immer weiter aus-
breitenden „Ich – Gesellschaft“ ist nicht
die ihre. In dieser Gesellschaft zersetzt
sich Bindungsverhalten auf allen Ebenen,
längst nicht nur in Bezug auf die Kirche,
sondern ebenso im Bereich der Zivilge-
sellschaft, der Parteien usw. Die Digitali-
sierung wird diesen Tendenzen noch ei-
nen gehörigen Schub hinzufügen.

Das bedeutet: Nüchtern betrachtet wird
die Kirche nicht in der Lage sein, gegen

sie gerichtete gesellschaftliche Trends
wirklich umkehren zu können. Es ist viel-
mehr notwendig, sich unter diesen Bedin-
gungen mit Energie daran zu machen,
Menschen für die Bindung an die Kirche
zu gewinnen und die Plausibilität christ-
licher Kommunikation wieder zu erhöhen.
Schon vor mehr als 50 Jahren war der Be-
griff dafür eine „missionarische Kirche“
oder etwas abstrakter die Rede von der
„missionarischen Struktur“ der Kirche –
auch wenn das damals anders als heute
gemeint war.⁴ Dafür muss

Immer kleinere
Resonanzräume für die
christliche Botschaft

sie aufgabengerecht aufge-
stellt sein und das bedeutet
vor allem, sie muss die Fra-
ge beantworten, wer denn

nun für die dringenden Aufgaben der (mis-
sionarischen) Kommunikation nach au-
ßen tatsächlich verantwortlich ist. Anders
gesagt: Wer ist eigentlich in der Kirche für
Mitgliedergewinnung und Mitgliederbin-
dung verantwortlich? Wem können diese
Aufgaben zugerechnet werden?

Diese Fragen bewegen mich schon lange.
Mir mangelt es an dieser Stelle an wirk-
lichen organisatorischen
Antworten. Natürlich sind
irgendwie alle in der Kir-
che hierfür verantwortlich

– aber wenn alle verantwortlich sind, ist
es bekanntlich niemand. Und das scheint
mir genau die heutige Situation zu sein:
Die Kirche leidet an Plausibilitäts- und
Mitgliederverlusten – und im Grunde ge-
nommen wissen auch alle, was zu tun
wäre. Aber die Verantwortung für diese
Aufgaben ist strukturell diffus verteilt.
Deswegen wird in unserer Kirche zwar
ganz viel unternommen – aber wie schon
in der Vergangenheit verpufft ungeheuer

viel Energie in unproduktive Richtungen. Sie läuft in die Pflege interner Plausibilität und Kommunikation hinein: in Eigenresonanzräume, wie ich vorschlage das Phänomen zu nennen, und versickert auf diese Weise. Man kann das auch systemischen Autismus nennen. Oder auch ganz einfach provozierend: systemische Trägheit.

Besonders schön zeigt sich für mich dieses Phänomen immer wieder in einer Art von Predigten oder auch an spezifischen Reflexionsteilen in religiösen Reden, in denen es um die Reflexion

über das Gelingen von Verkündigung heute geht. Gerne wird dann die (oft rhetorische) Frage gestellt, was man denn heute tun könne, um heute Menschen überhaupt noch vom Evangelium zu überzeugen? Wenn ich so etwas höre, dann frage ich mich immer, was das denn soll? Statt solche Fragen zu stellen sollte der Prediger doch lieber überzeugend predigen! Aber hier existieren offensichtlich Hemmungen, die viel tiefer liegen, als wir uns das manchmal zugestehen. Wir sind tief von einem „Überwältigungsverbot“ geprägt. Was mir zu fehlen scheint, ist eine breite strukturell durchschlagende Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustand unserer Kirche, die sich in einem geradezu umfassend nach außen gerichteten Kommunikationsverhalten äußern müsste. Auf Deutsch: Wir lassen uns von unserer Zufriedenheit hinreißen. Die Art und Weise, wie Kirche heute aufgestellt ist, macht uns träge – systemisch träge. Diese These möchte ich im Folgenden in einem Dreierschritt belegen. [...].

1. Was braucht es heute?

Vielleicht klingt es ja überraschend, aber es ist seit langem sehr deutlich und eigentlich überall bekannt, was es heute braucht, um in der gesellschaftlichen Situation, wie sie nun einmal ist, das für die Kirche Mögliche zu tun und realistische Ziele erreichbar zu machen. Man schaue nur einmal wieder darauf, welche Folgerungen 1997 aus der damaligen dritten EKD Erhebung über Kirchenmitgliedschaft gezogen worden sind.⁵ Dort heißt es völlig richtig: „Die Kirche hat, wie die Erhebung zeigt, dem Übergang von der religiösen Monopolsituation in die pluralistische Konkurrenz bisher nicht hinreichend Rechnung getragen.“

(S. 352) Und weiter: „Unsere Kirchen leben weithin aus dem Herkommen und den sich abschwächenden Traditionsbindungen und Konventionen. Sie müssten dagegen ihre Organisation darauf ausrichten, aktiv, initiativ, quasi „unternehmerisch“ um Akzeptanz, Förderung und Mitgliedertreue zu werben.“ (S. 353) Und noch deutlicher: „Die Kirche müsse sich am Leitbild einer Organisation orientieren, die um Mitglieder wirbt, indem sie ihnen die Botschaft des Evangeliums einleuchtend macht, und damit für ihr Leben ein unverwechselbares und unschlagbar attraktives Angebot unterbreitet.“ (dto). Entscheidend für die Erfüllung dieser Aufgaben ist eine beträchtlich verbesserte Kommunikation mit den Mitgliedern. Dem ist nach wie vor überhaupt nichts hinzuzufügen.

Mittlerweile sind diese Sätze fast 25 Jahre alt – in dieser Zeit sind fast 5 Millionen weitere Kirchmitglieder ausgetreten. Der Anteil

Systemische Trägheit
der Kirche

der Konfessionslosen in Deutschland erreicht 2017 45,6%. Aber auch in dieser Situation ist heute vollkommen klar, was getan werden muss. So hat die EKD erst vor kurzem (2020) eine umfangreiche Studie zum Thema Bildung angesichts von Konfessionslosigkeit vorgelegt.⁶ Darin werden zehn Handlungsoptionen entwickelt, die es angesichts wachsender Konfessionslosigkeit aufzugreifen gilt. Eigentlich sind dies alles Selbstverständlichkeiten einer sich selbst ernst nehmenden Kirche. [...] Zusammengefasst: „Konkret sind es zehn Wege, die es zu gehen gilt, um der Begegnung und Auseinandersetzung mit Konfessionslosigkeit besser als bislang Raum geben zu können. ... Sie alle werden schon

genutzt, allerdings alles in allem zu wenig systematisch und zu selten dezidiert im Blick auf Menschen, die ihr Leben ohne Mitgliedschaft in einer Religionsgemeinschaft führen und deuten“.

Das ist alles ohne Frage richtig: Wer würde diesen Forderungen nicht zustimmen? Weg von der Orientierung unserer kirchlichen Arbeit an der zehnpromzentigen Restgemeinde hin zur Orientierung nicht nur an den 90% der Kirchenmitglieder, die wir sonst nicht so gut erreichen (mindestens an den etwa 40% Sympathisanten, die es unter den Kirchenmitgliedern gibt) und dann weit darüber hinaus an all den Vielen, die längst mit Kirche nichts mehr zu tun haben und ihr und ihrer Botschaft indifferent oder sogar feindlich gegenüber stehen. Logisch! Genau das braucht es. Und in welcher Kirche der Welt, wenn nicht in der unsrigen, gebe es dafür nicht auch genügend Ressourcen [...]!

Eigentlich sind dies alles Selbstverständlichkeiten einer sich selbst ernst nehmenden Kirche

Also: Es braucht Kommunikation in alle Richtungen, weit mehr als bisher in die Bereiche der Gesellschaft, die mit uns nichts mehr zu tun haben wollen. Dabei geht es nicht um irgendwelche Umfragen, deren Ergebnisse man dann aufgreifen könnte, sondern es geht darum, die Erfahrungen der Menschen, insbesondere die Erfahrungen der Kirchenmitglieder aktiv aufzugreifen und mit religiöser Kommunikation bzw. der Botschaft des Evangeliums zu verknüpfen. [...] Zentral ist, dass die Menschen merken, dass die Kirche an ihnen interessiert ist, ja die Menschen braucht, um ihren Auftrag zu erfüllen; etwas von und mit ihnen will und sie ernst nimmt. Es muss deutlich werden, dass die Kirche –

zumindest auch – eine Mitgliederorganisation ist, wie andere Organisationen der Gesellschaft auch.

Das kann man nun sehr gut so sagen, aber man merkt dann sofort, dass das Pathos dieser Rede in keiner Weise mit der Realität der kirchlichen Arbeit übereinstimmt. Natürlich gibt es viele gute Beispiele positiver Mitgliederbezogenheit und sie haben sich möglicherweise ja auch in den letzten Jahren vermehrt. Aber dass strukturell die evangelische Kirche als eine mitgliederfreundliche – oder gar konfessionslosenfreundliche – Organisation auftreten würde, wird man bei aller Liebe nicht behaupten können. Woran liegt das? Der Grund ist so offensichtlich wie banal: Wer auch immer in der Kirche sich in dieser aktiv nach außen offenen Weise engagieren will, der oder die braucht etwas, was nur begrenzt vorhanden ist, nämlich zusätzliche Energie. Die

Kommunikation mit den nicht so aktiven Kirchenmitgliedern oder dann gar mit den vielen Konfessionslosen ist sehr viel aufwendiger, voraussetzungsvoller, anstrengender und herausfordernder als dies die Pflege der immer noch der Kirche Verbundenen oder gar die Kommunikation in den hauptamtlichen Mitarbeiterkreisen ist. Insofern ist es tatsächlich immer auch ein Stück Selbsttäuschung, wenn in kirchlichen Papieren entsprechende Kommunikationsanforderungen formuliert werden, wie zuletzt dem zitierten Papier über Konfessionslosigkeit, ohne zu klären, wer das denn nun tun soll. Fragen, ob sich jemand in dieser Richtung einsetzt oder nicht, können nicht nur einzelnen überlassen bleiben, sondern müssen strukturell angegangen werden. Es braucht, um diesen Gedanken jetzt zum ersten Mal zu wiederholen, klare Verantwortlichkeiten für Mitgliederbindung oder gar Kommunikation mit Konfessionslosen. Und wenn dazu in Papieren nichts gesagt wird, kann man diese Papiere eigentlich auch gleich wieder in die Tonne treten.

Die Rede von der zusätzlichen Energie für entsprechende Aktivitäten klingt banal. Aber sie ist es ganz und gar nicht und sie ist es auch deswegen in besonderer Weise nicht, wenn man die spezifischen Arbeitsbedingungen in der Kirche in den Blick nimmt. Wir haben es ja einfach mit sehr vielen organisatorisch nur schwach einbindbaren Arbeitsplätzen zu tun, bei denen fast alles vor allem von der Selbststeuerung der Be-

Die Pflege der nicht so verbundenen Kirchenmitglieder ist herausfordernder als bei den verbundenen

Nicht Angleichung an die Erwartungen der Menschen

treffenden abhängt. Anders gesagt: Was nicht durch motivierte Einzelne geleistet wird, kann organisatorisch an irgendeiner anderer Stelle nicht wieder aufgefangen werden. Wenn die zusätzliche Energie fehlt, noch diesen oder jenen Besuch zu machen, wird das durch nichts ausgeglichen. [...]

Worum es allgemein gesagt geht, ist folglich die Wahrnehmung und Verarbeitung der aktuellen heutigen menschlichen Situation in christliche Verkündigung und gemeindliche Aktivität hinein. Nicht um eine Angleichung an die Erwartungen der Menschen kann es gehen – mit simplen Umfragen, wie wir das früher gemacht haben: Was erwarten Sie denn von der Kirche? ist es auf keinen Fall getan. Und es geht auch nicht um das Warten auf irgendwelche besonderen Situationen, in denen sich die Menschen öffnen würden. Was gebraucht wird, ist im Kern nichts anderes als die **Förderung religiöser Autorschaften**⁷ – die Arbeit an und mit christlichem Glauben und christlicher Religion im Angesicht der Menschen, wie sie heute nun einmal sind. Auch das erfordert zusätzliche Energie und Motivation. Aber wir werden sicherlich alle darin einig sein, dass genau dies die Kernkompetenz von Pastorinnen und Pastoren beschreibt. Hierfür brauchen sie Zeit und Gelegenheiten, um ihre höchsteigene religiöse Autorschaft immer weiter verbessern zu können. Dies hat auch mit dem zu tun, was ich als Eigenresonanz beschrieben habe: Religiöse Autorschaft kann sich nur

dann entwickeln, wenn in ihr mein Ich zum Tragen kommen kann. Sie kann sich auch nur dann entwickeln, wenn es ihm nicht bei meinem Ich bleibt, sondern sich dieses Ich durch die Interessen und Erwartungen der anderen herausgefordert erlebt. Ja, ich würde sagen, wenn ich durch die anderen „verletzt“ werde. D. h., wenn mich die Lebenseinstellung eines anderen so traurig macht, dass ich ihn vor den Konsequenzen seiner eigenen Haltung bewahren möchte. Dann könnten produktive neue religiöse Perspektiven entstehen, aus denen sich Neuzugänge zu den anderen ergeben. Die pastorale Eigenresonanz müsste

Die pastorale
Eigenresonanz
müsste fragil bleiben

folglich fragil bleiben – offen für Formen der Fremdresonanz, gerade von solcher, die ich vielleicht zutiefst ablehne. So etwas hätte dann auch politische Bedeutung z. B. im Blick auf Ängste und Sorgen, die Menschen angesichts von Migranten und Flüchtlingen artikulieren.⁸ Ich möchte nun diese Überlegungen zu dem, was getan werden muss, mit einem interessanten Vorschlag für eine institutionalisierte Begegnung zwischen Pastorinnen und Pastoren und Kirchenmitgliedern abschließen. Der Vorschlag stammt von Bernhard Schlink, einem Berliner katholischen (seit wann ist Schlink katholisch???) Juristen, den er in der FAZ vom 16. Januar 2020 gemacht hat, der aber in der Substanz auch schon älteren Datums ist. Seine Idee ist, dass Kirchaustritte und Kircheneintritte in Zukunft nicht mehr beim Standesamt, sondern im Pfarramt erfolgen sollten. Ihm ist auch klar, dass eine solche Umstellung erhebliche rechtliche Voraussetzungen impliziert, die er

auch ausführlich diskutiert. Aber nicht darauf will ich hier eingehen, sondern darauf, wie er im Blick auf unsere hier angesprochene Diskussionslage seinen Vorschlag begründet. So heißt es bei ihm: „Die Umstellung der Erklärung des Kirchaustritts vom Standesamt oder Amtsgericht aufs Pfarramt wird die Zahl der Kirchaustritte nicht wesentlich verringern. Aber sie macht aus dem Pfarrer als hilflosem Beobachter von Austritt um Austritt einen Handelnden, einen Beteiligten. Der Pfarrer wird mehr über die Ursachen der Kirchaustritte erfahren, mehr über seine Gemeinde, mehr über die Menschen, die zur Gemeinde gehören, aber nicht am Leben der Gemeinde teilnehmen. Er wird manchmal erleben, dass das Gespräch zwischen ihm und dem Mitglied, das nie gelang, jetzt doch noch gelingt, und vielleicht sogar, dass es sich ein Mitglied nach dem Gespräch anders überlegt. Umgekehrt wird der Austrittswillige ein bisschen von dem erleben, was Kirche ausmacht: Aufmerksamkeit, Zugewandtheit, Gesprächsbereitschaft. Wenn er danach der Kirche, aus der gleichwohl austritt, immerhin ein anderes Gedächtnis bewahrt – ist das nichts?“ So Bernhard Schlink.

Wie gesagt: Ob dieser Vorschlag juristisch realisierbar ist, ist völlig offen. Aber was Schlink hier anspricht, trifft genau den Kern des Problems, das wir hier diskutieren. Er schreibt der Kirche positive kommunikative Attribute zu: Aufmerksamkeit, Zugewandtheit, Gesprächsbereitschaft. So soll es sein – solch ein Image hätten wir gerne. Aber das müssen die Menschen, die Mitglieder und eben auch die

Konfessionslosen auch tatsächlich erfahren können. Dann könnten sich neue produktive religiöse Autorschaften ergeben, und vielleicht auch noch weitere ganz andere Formen von Mitgliedschaft oder schlichter Sympathie für die Kirche einstellen. Garantien dafür gibt es mit Sicherheit nicht. Auch solche Gespräche können formal, kalt und kurz bleiben. Aber immerhin: den Versuch wäre es wert!

Aber eben: Auch dies, die institutionelle Möglichkeit, den Ein- und Austritt im Pfarramt vollziehen zu können, bedeutet für die Pastorinnen und Pastoren einen möglicherweise erheblichen Mehraufwand an Arbeit. Und zwar gerade dann, wenn es wirklich zu guten Gesprächen käme. Ich denke, dass unter den gegenwärtigen Bedingungen der Arbeitsbelastung so etwas rein von daher eher auf Ablehnung stoßen würde. Dennoch: Wer für sich Arbeit in diese Richtung ablehnt, der muss andere Antworten darauf finden, wie eine offensive Kommunikation mit Mitgliedern und Nichtmitgliedern in Zukunft institutionell geregelt und gefördert werden soll. Ohne das wird es nicht gehen. Wer soll dafür verantwortlich sein? Wer trainiert so etwas? Oder auch: Wer will das überhaupt? Ich schätze, nur eine Minderheit.

2. Warum ist es so schwierig?

Wenn offensichtlich allen Beteiligten klar ist, was eigentlich getan werden müsste, und dies auch schon lange so ist, dann stellt sich natürlich die Frage, warum von diesen Notwendigkeiten bisher offen-

kundig so wenig realisiert worden ist. Dazu ist eben auch schon eine ganze Menge eher personenbezogen ausgeführt worden. Systemisch braucht es Anreize, um den notwendigen zusätzlichen Energieaufwand, der für eine offensive Außenkommunikation nötig ist, aufbringen zu können. Das gilt weniger für den oder die Einzelne, die auch unter den gegenwärtigen Bedingungen schon in dieser Richtung tätig werden kann und ja auch in vielfacher Hinsicht tätig wird. Aber das ist eben auch genau das Problem: Es hängt unter den gegenwärtigen Bedingungen an der einzelnen Person insbesondere des Pfarrers oder der Pfarrerin. Da gibt es durchaus charismatische Gestalten, die eine Menge bewegen. Ein Glück! Sie müssen mehr als bisher gefördert werden. Aber das alleine kann es nicht sein: Es geht um Strukturen, die entsprechende Anreize bereitstellen. Diese

Neue produktive religiöse Autorschaften

personellenbezogen ausgeführt worden. Systemisch braucht es Anreize, um den notwendigen

Charismatiker brauchen Freiräume

Frage ist überhaupt nicht banal, denn – und das ist die entscheidende Erfahrung zumindest meiner Generation - der „Laden“ Kirche läuft ja auch so weiter; ohne dass ich mich selbst besonders anstrengte und neue Wege beschreite. Ja, man kann sogar den frustrierenden Eindruck haben, so wie die Kirche heute nun mal funktioniert, dass sie besser weiterläuft, wenn ich mich selbst nicht so stark für Neuerungen einsetze. Dann funktioniert wenigstens die Verwaltung ungestört – und das, so mein Eindruck, immer enger und kontrollierender. Charismatiker aber brauchen Freiräume.

Wenn man auf diese Weise über Anreize nachdenkt, die in der Kirche gegeben sein

müssen, um das Verharren in Eigenresonanz zu überschreiten, wird man sofort auf klassische Diskussionen und Begriffsbestimmungen darüber verwiesen, wie sich überhaupt Handlungsanreize gestalten können. Da sind an erster Stelle natürlich **intrinsische Motivationen** zu nennen – das, was pastorales Handeln klassisch zuvörderst anreizen soll. Dazu lässt sich viel sagen, aber abgekürzt geht es dabei doch wohl darum, dass die Kernmotivation dafür, gute pastorale Leistung zu erbringen, in der Überzeugung besteht, dass es nicht nur gut sondern schlicht notwendig ist, Menschen vom Glauben an Gott, vom Evangelium zu überzeugen. Um dies zu tun hat, man seinen Beruf als Pfarrerin oder Pfarrer gewählt und sieht darin seine Aufgabe. Das würde sicherlich in der Allgemeinheit auch heute noch jede und jeder von uns unterschreiben. Schwieriger wird es an der Stelle, um die es hier geht: nämlich im Blick auf die Notwendigkeit, Mitglied der Kirche zu sein. Parallel zum Verfall der sozialen Nötigung, Kirchenmitglied zu sein und auch der Plausibilität religiöser Kommunikation in den letzten Jahren ist es hier offensichtlich zu einem auch unter Theologen verbreiteten Vordringen von institutioneller Indifferenz gekommen. Dass es wirklich nötig ist, lebens- und heilsnotwendig, Mitglied der Kirche zu sein, hört man heute – zumindest evangelisch – nicht mehr. Dass an dieser Stelle sogar die klassische Differenz von Christen und Heiden festgemacht werden könnte – sofern man sie überhaupt noch für wichtig hält – ist völlig unwahrscheinlich geworden. Damit aber

Es gibt keine intrinsische Motivation, Mitglieder an die Kirche zu binden

ist eine intrinsische Motivation, aktiv Mitgliederbindung voranzubringen, zumindest angeknabbert wenn nicht längst ausgefallen. In unserer Haltung machen wir deutlich, dass es letztlich nicht wichtig ist, Mitglied der Kirche zu sein. Oder etwa nicht? Auf jeden Fall muss hierüber dringend offen diskutiert werden.

Fragt man nun nach weiteren Motivationsformen, so legt sich natürlich das nahe, was klassisch als **extrinsische Motivation** bezeichnet wird: Leistungsanreize, die aus mehr Geld, mehr Ruhm und Ehre, aus Aufstiegsmöglichkeiten und ähnlichen Belohnungen verschiedenster äußerlicher Art bestehen. Dies alles hat natürlich auch in der kirchlichen Arbeit eine Bedeutung, auch wenn es in unseren Diskussionen immer wieder vernachlässigt wird. Offen ist allerdings, in wieweit solche Anreize für Mitgliederbindungsaktivitäten interessant sein könnten. Bisher wird damit offen nicht operiert. Gehaltszuschläge für diejenigen, denen es gelingt die Zahl der Kirchaustritte zu reduzieren oder gar die der Eintritte zu maximieren, stehen nirgends auf der Agenda. Dass jemand Bischof wird, weil er oder sie 100 neue Kirchenmitglieder gewonnen hat, habe ich auch noch nicht gehört. Auf der anderen Seite sind die Gehälter der mittleren kirchlichen Führungsebene deutlich erhöht worden, was doch wohl mit Anreizen zu tun hat, diese Leitungsaufgaben zu übernehmen. Generell scheint es mir auch unabhängig von Gehaltsdifferenzen so zu sein, dass Belohnungen durchaus aus Stellenwechseln bestehen können. [...].

Zwischen intrinsischer und extrinsischer Motivation bzw. Handlungsanreizen gibt es nun noch einen dritten Bereich, den man als **organisationale Zielsteuerung** bezeichnen kann. Damit ist eine Form der Steuerung des Handelns der Beschäftigten durch Vorgesetzte beschrieben, die sich seit vielen Jahren überall in der Wirtschaft und im öffentlichen Dienst findet. Man vereinbart Zielsetzungen, die während eines bestimmten Zeitraums erreicht werden sollen, und überprüft die Ergebnisse dann in einem gemeinsamen Jahresgespräch. Der Vorteil dieses Verfahrens ist offensichtlich, dass die jeweiligen Vorgesetzten sich einer direkten Anweisung enthalten können und zugleich die Ausführenden die Erreichung der Ziele in ihre eigene Selbststeuerung, also intrinsisch, integrieren. Wird aber in der Wirtschaft das Erreichen von Zielen dann in der Regel auch mit extrinsischen Anreizen bzw. umgekehrt bei Nichterreichen mit Sanktionen gekoppelt, so fallen diese Möglichkeiten bei der Kirche aus. Entsprechend hat sich nach allem, was mir zumindest bekannt ist, das Jahresgespräch zwischen Vorgesetzten und Ausführenden von einem konsequent die Erreichung von Zielsetzungen evaluierenden zu einem Gespräch hin entwickelt, in dem es vor allem um gegenseitige Wertschätzung und Anerkennung geht. Während zu Beginn der Einführung dieser Gespräche Pastorinnen und Pastoren deswegen auch skeptisch bis ablehnend waren, finden diese Gespräche mittlerweile große Zustimmung. Einmal im Jahr, so karriere ich jetzt, versichert man sich, sich

kein Zusammenhang
zwischen aktiver
Mitgliederbindung
und eigener
Befindlichkeit

gegenseitig bestätigend, dass doch im Grunde genommen alles in Ordnung ist, auch wenn vieles nicht klappt. Hier hat das Prinzip der Eigenresonanz schnell Übergewicht über eine Außenorientierung gewonnen. Die systemische Trägheit gewinnt.

Blickt man folglich auf diese drei Ebenen einer Anreizgestaltung in der Kirche, so bleibt für eine systemisch-konsequente außenorientierte Kommunikationsorientierung nicht viel Spielraum. Natürlich wird sie auch nicht behindert: Wer sich konsequent auf dieser Ebene bewegen will, der kann das tun und wird dafür durchaus auch Anerkennung finden. Aber wer es konsequent nicht tun will, wird daran eben auch nicht gehindert. Einen wirklichen strukturellen Zusammenhang zwischen Formen der aktiven Mitgliedergewinnung und -bindung oder schlicht einer aktiven Kommunikation mit Konfessionslosen und der eigenen Befindlichkeit in der Organisation kann ich nicht erkennen. Ob sich einer darum kümmert oder nicht, ist der gesamten Organisation strukturell gleichgültig. In dieser Hinsicht

sind wir, um dies an dieser Stelle ganz deutlich zu sagen, keine missionarische Organisation. Im Zweifel gilt die Pflege der Eigenresonanz. Sie hat Vorrang vor der Aufnahme von fremdresonanten Interessen und Erfahrungen.

Woran liegt das? Die „Schuld“ liegt ganz gewiss nicht bei den einzelnen kirchlichen Akteuren – jedenfalls nicht bei ihnen als Einzelnen – sondern sie hängt mit dem Charakter der Organisation bzw. Institution Kirche insgesamt zusammen. Um es

abgekürzt gleich den Punkt zu bringen: Die Kirche ist als Kirche im Kern als eine zutiefst eigenresonante Sozialgestalt verfasst. Ihr Zweck ist nicht nur nicht die Befriedigung von Mitgliederinteressen; sie ist im Kern überhaupt keine Mitgliederorganisation, sondern sie dient einem letztlich transzendent definierten Zweck: der Verkündigung des Evangeliums und der Spendung der Sakramente. Es klingt ja etwas albern, aber dort wo dieser Auftrag der Kirche gerade auch im Kontext der Reformation immer wieder neu definiert worden ist, ist an keiner Stelle von Mitgliedern die Rede. Das ist in der mittelalterlichen Aufstellung der Kirche natürlich auch nicht zu erwarten, denn alle mittelalterlichen Sozialgebilde funktionieren stets als alle inkludierende Körperschaften (abgesehen von den „Sekten“, den innovativsten Formen von Kirche) bzw. in der neueren Fassung des Begriffs als Anstalten. Als solche umfassen sie einen großen Teil oder in der Regel die gesamte Bevölkerung im Hinblick auf die Erbringung spezifischer Funktionen bzw. Leistungen. An eine dezidierte Ausrichtung dieser Leistung an den Interessen der Inkludierten oder gar an ihre aktive Mitwirkung zur Erbringung dieser Leistungen ist zunächst einmal überhaupt nicht gedacht. Noch heute bildet sich diese Struktur in den klassischen Anstalten, wie den Landesversicherungsanstalten oder auch der alten Bundesanstalt für Arbeit (heute euphemistisch „Agentur“ für Arbeit genannt) ab. Als solche dienen sie der Erfüllung bei

Kirche ist eine zutiefst eigenresonante Sozialgestalt

Unsere Kirche weist Charakteristika einer Anstalt auf, die sich nicht auf Mitglieder angewiesen weiß

stimmter gesellschaftlich notwendiger Aufgaben, die nicht der Zustimmung der Einzelnen bedürfen. Mithin „herrschen“ sie über ihre Mitglieder, verwalten sie.

Nun ist es natürlich keine Frage, dass unsere heutigen evangelischen Kirchen in Deutschland in diesem drastischen Sinne nicht mehr als Anstalten funktionieren und dies in vielerlei Hinsicht schon spätestens seit dem bürgerlichen Aufbruch im 19. Jahrhundert nicht mehr.

Seitdem sind Kirchengemeinden als mehr als nur Parochien, sondern zumindest auch sich selbst verwaltende religiöse Gemeinschaften mit eigenen Kirchenvorständen begriffen worden. Niemand wird aber auch bestreiten können, dass sich im Blick auf die Gesamtsituation der Kirchenmitgliedschaft eine wirkliche Systemtransformation hin zu sich selbst verwaltenden Kirchengemeinden bisher immer noch nicht ergeben hat und die übergroße Masse der Kirchenmitglieder die Kirche kaum viel anders als eine letztlich vorgegebene Institution erlebt, auf die sie wenig Einfluss nehmen können – auch wenn es natürlich abstrakt immer richtig ist zu sagen, dass sie es doch könnten, wenn sie nur wollten. Insofern weisen unsere Kirchen immer noch erhebliche anstaltliche Charakteristika auf, zu denen die mentale Nichtangewiesenheit auf die Zustimmung der Mitglieder elementar dazu gehört. Im Fokus der Kirche sollen nicht die Mitglieder mit ihren Interessen und Bedürfnissen stehen, sondern die Erfüllung des Auftrags der Kirche. Natürlich muss das kein Widerspruch

sein, tatsächlich aber fehlt ein sonst in vielen Organisationen vorhandener überlebenswichtiger Mechanismus: nämlich die strukturelle Rückkopplung von Mitgliederentscheidungen und Mitgliederinteressen in das „Programm“ der Kirche. Faktisch sind Eintritts- und Austrittsentscheidungen von den grundlegenden Steuerungsentscheidungen der Organisation Kirche entkoppelt. [...].

Nun wirkt diese anstaltliche Reststruktur der Kirche insgesamt auf die Mentalität der Menschen ein. Nicht zuletzt hat sie mit einer weitverbreiteten Haltung zu tun, die die eigene Entscheidung über Kirchengaus- oder -eintritt von der Leistungsfähigkeit oder überhaupt von der Existenz der Kirche insgesamt ablösen kann. Zumindest wird für den einzelnen nicht deutlich genug, dass ihr oder sein Austritt gravierende Folgen für die Präsenz von Kirche vor Ort hat, denn im Wesentlichen verändert sich durch einen Austritt ja gar nichts: Normalerweise niemand reagiert darauf. Anstaltliche Strukturen fördern in dieser Hinsicht die Indifferenz: Wer würde sich schon für die Existenz der Arbeitsagentur für verantwortlich halten? Anders kann dies nur auf der Ebene der Kirchengemeinden aussehen, dort wo konkrete Angebote im lokalen Nahraum auf die Interessenlagen der Mitglieder stoßen können – wenn es sie denn gibt. Natürlich gibt es auch die mediale Präsenz der Kirche, z. B. prominent und weit verbreitet seit vielen Jahren „chrismon“.

Das entscheidende Scharnier zwischen Kirche und Mitgliederinteressen stellen aber natürlich die Pastoren und Pastorin-

nen und andere kirchliche Akteure dar. Durch die Art ihrer Kommunikation bringen sie den Mitgliedern Anerkennung und Wertschätzung entgegen, machen sich durch ihre Präsenz ansprechbar – oder aber sie tun es eben nicht. Wie sich dies im Einzelnen genau abspielt, ist mangels entsprechender Studien kaum empirisch abgesichert zu beantworten. Kommunizieren Pastorinnen und Pastoren wirklich offen, freundlich und verbindlich oder weisen sie (zum Beispiel durch übertrieben joviales Verhalten) Mitglieder eher ab?

Durch einen Austritt verändert sich normalerweise gar nichts

Das wissen wir im Einzelnen nicht genau und damit fehlt uns Wissen über die fast alles entscheidende Kommunikationsebene

der Kirche. Die großen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchen der EKD analysieren die Frequenz des Kontaktes – da hat sich einiges zu eher anonymen Begegnungen verschoben. Aber sie lassen völlig offen, wie der Kontakt denn erlebt wird.

Was aber aus einer ganzen Reihe von Studien über das Selbstverständnis und die Selbstwahrnehmung von Pastoren bekannt ist, ist ein Spezifikum ihrer Mentalität, das wiederum sehr viel mit Eigenresonanz zu tun hat. So mag es sein, dass Pastoren und Pastorinnen recht gut Interessen und Bedürfnisse anderer wahrnehmen können – für ihr eigenes Selbstverständnis haben sie jedoch wenig Bedeutung. Pastoren und Pastorinnen beziehen sich in ihrer Selbstwahrnehmung primär auf ihr eigenes „inneres“ Selbstverständnis und finden Kriterien für einen „Erfolg“ ihrer Arbeit – intrinsisch – genau hier. Deutlich zu erkennen ist deswegen eine Distanz zu Erwartungen anderer an ihre

eigene Arbeit, sei es aus der eigenen Gemeinde oder gar aus übergemeindlichen Anspruchslagen. Auch Entwicklungen der eigenen Gemeinde, so zum Beispiel ihr Schrumpfen oder Wachsen, oder auch die Frage einer zunehmenden „Überalterung“ beunruhigen sie eher nicht. Distanziert sind sie auch nach wie vor gegenüber modernen Organisationsmethoden, wie der Vereinbarung von Zielen und der konsequenten Evaluation ihrer Erreichung. Ihre Selbstkonzepte sind oh-

nehin nicht besonders präzise, so dass sich schon von daher eine beständige Relativierung von Außenorientierungen ergeben muss, denn wer nicht genau sagen kann, was er oder sie mit ihrer Arbeit erreichen will, kann deren Wirkungen natürlich auch nicht in der Umwelt überprüfen. Im Vordergrund steht somit eine starke Selbstbezüglichkeit ihres Selbstverständnisses, was mit der notwendigen Authentizität zu tun haben wird, die für die Ausübung ihres Berufes absolut notwendig ist. Der starke Bezug auf Eigenresonanz ist folglich einerseits völlig funktional – aber andererseits blockiert er notwendige Außenbezüge, die für eine organisationale Entwicklung der Arbeit unabdingbar wären.

Was im Übrigen auffällt, ist die bei aller Klage über zunehmende Arbeitsbelastung insgesamt doch recht große Zufriedenheit, die die Kolleginnen und Kollegen an den Tag legen. Diese Zufriedenheit kann nicht aus der Lage der Gemeinde oder der Kirche insgesamt resultieren, sondern ergibt sich fast ausschließlich aus dem

Im Vordergrund steht die starke Selbstbezüglichkeit des pastoralen Selbstverständnisses

Pfarrer sind mit sich selbst zufrieden

Bezug auf sich selbst. Das heißt, es ist eine eigenresonante Zufriedenheit: Ich bin mit mir selbst zufrieden. Und das ist ja auch nichts Schlechtes, sondern für die Ausübung eines Berufes, der gesellschaftlich an Anerkennung verloren hat, wahrscheinlich von fundamentaler Bedeutung. Dennoch muss man an dieser

Stelle fragen: Wo bleibt eigentlich die Unruhe, die Ungeduld, die Unzufriedenheit mit der Situation der Kirche oder auch der des Landes, mit den Men-

schen, die der pastoralen Arbeit im Regelfall nur noch mit Indifferenz begegnen? Wo ist das Interesse an den anderen in den pastoralen Selbstkonzepten eigentlich verankert? Die Hauptklage der Pastorinnen und Pastoren ist, dass sie zu wenig Zeit und Muße zur theologischen Arbeit hätten. Was ist damit genau gemeint? Ist es der Wunsch nach einer Verarbeitung der Situation des modernen Menschen, wie ich es zu Beginn dargestellt habe?

Oder ist es die schlichte Sehnsucht nach mehr Zeit für sich selbst, ohne darin von den Mitgliedern der Kir-

che oder gar von anderen belästigt zu werden? Auch das wäre natürlich nichts Verwerfliches, sondern etwas, was es in allen Organisationen der Welt gibt und was klassisch unter dem wunderbaren Satz eines Verkäufers rubriziert: „Mein Gott, was tue ich bloß? Da kommen ja Kunden!“

Von strukturell vielleicht noch größerer Bedeutung ist nun die Tatsache, dass sich diese mental-kommunikative Haltung unter den Pastorinnen und Pastoren in einer

ganz ähnlichen Form auch in den Leitungsgremien der Kirchengemeinden abgebildet. Darauf hat das erste Kirchengemeindebarometer des SI der EKD seinerzeit hingewiesen.⁹ Zwar ist in den Kirchenvorständen die Wahrnehmung von Defiziten in der Gemeindearbeit, zum Beispiel in der Kinder und Jugendarbeit, sehr gegenwärtig. Zugleich aber ist kennzeichnend, dass sich das Interesse in den Kirchenvorständen, und in dieser Hinsicht auch ihre Beschreibung der gemeindlichen Situation, weniger auf die Verstärkung religiöser Aktivitäten und in dieser Hinsicht auf Verbesserung der Plausibilität religiöser Kommunikation richtet, sondern sehr viel eher auf soziale Aktivitäten. Die Gemeindearbeit insgesamt wird sehr viel deutlicher in dieser Hinsicht einsortiert, wobei das Soziale stark mit gemeinschaftlichen Vorstellungen assoziiert zu sein scheint. Dabei ist es im Verhältnis zum Religiösen insgesamt ein sehr viel diffuseres Konzept, unter dem sich die verschiedensten Interessen versammeln können. Es ist nicht so deutlich erfassbar, wohingegen im Blick auf religiöse Aktivitäten eine missionarische Ausrichtung der Kirchengemeinden aber fast überall abgelehnt wird.

Entscheidend in unserem Zusammenhang sind jedoch weniger diese inhaltlichen Zuschreibungen der Kirchenvorstände auf ihre eigene Kirchengemeinde, sondern ist das Verständnis ihrer eigenen Arbeit. Hier zeigt sich nun bei genauerer Analyse, dass sich die Frage, ob Kirchenvorstände eine erfolgreiche oder nicht erfolgreiche Arbeit liefern, nicht so sehr über

Die Lage der Gemeinde ist für Kirchenvorstände nicht entscheidend

ist demgegenüber nicht so entscheidend. Wiederrum findet sich hier systemische Eigenresonanz verwirklicht. Etwas zuge-

eine genaue Evaluation der Gemeindearbeit beantworten lassen, sondern vor allem durch Blick auf sich selbst, d. h. durch die Beschreibung des Klimas in den Kirchenvorständen selbst beantwortet wird. D. h., dass sich die Mitglieder eines Kirchenvorstandes dann einig sind, gute Arbeit geleistet zu haben, wenn sie sich untereinander mit Wertschätzung und Anerkennung begegnet sind und in dieser Hinsicht die Arbeit in den Vorständen befriedigend war. Die Lage der Gemeinde

spitzt kann man sagen, dass weder die genaue Situation in der Gemeinde noch gar die Situation im Umfeld der Gemeinde auf großes Interesse in den Vorständen stößt. Die Folgen liegen auf der Hand.

Man könnte nun an dieser Stelle fragen, woher dieses im Grunde genommen doch eigenartige Verhalten resultiert. Anders gefragt: Warum gibt es keine massive Unzufriedenheit unter den Pastoren und in den Gemeinden? Alles wird immer weniger und schwieriger – aber man nimmt das so hin. Hauptsache, die Stimmung unter uns bleibt gemeinschaftlich – was aber deutliche Kritik immer wieder an den Rand rückt und im Zweifel sogar stigmatisiert. Hat dies mit der anstattlichen Situation der Kirche insgesamt zu tun, die eine mögliche Wahrnehmung selbstverantwortlicher Verantwortung für die eigene Gemeinde faktisch immer wieder unterläuft? Hat es mit dem pastoralen Amtsverständnis zu tun?¹⁰ Für mich war im Umfeld von vielen Dutzenden von Vorträgen auf

Kirchenkreistagen und in Kirchengemeinden eine Erfahrung prägend. Wann immer ich einen entsprechenden Vertrag gehalten habe, habe ich mit der These geschlossen, dass die Zukunft der Kirche nicht irgendwo, sondern konkret „hier“ im Kirchenkreistag oder in einer Gemeinde entschieden werden würde. Aber das stieß nicht auf Zustimmung. Nach dem obligatorischen Beifall meldete sich regelmäßig jemand und korrigierte mich: Nein, nicht hier in unserer Gemeinde oder in unserem Kirchenkreis, sondern in den Landeskirchenämtern würde über die Zukunft der Kirche entschieden. Darauf hätte man keinen wirklichen Einfluss. Eigentlich erstaunliche Sätze. Ist das so? Wenn es so ist, dann stimmt etwas an der Konstruktion der Basis von Kirche nicht. Ob man es nun besonders schön findet oder nicht: Die Kirchengemeinden sind für die Kirchenmitglieder die entscheidende Resonanzebene. Das mag im katholischen Bereich anders sein, aber in unserer evangelischen Kirche wird Kirche, wenn überhaupt, dann hier erlebt. Ganz elementar z. B. im schlichten Vorbeilaufen am Kirchengebäude. Wenn sich aber diese Ebene als nicht wirklich verantwortlich für die Zukunft von Kirche erfährt, erodiert an dieser alles entscheidenden Stelle die Mitgliederbindung. [...].

Generell aber muss festgehalten werden, dass die Kirche in ihrer gegenwärtigen Struktur unzureichend an Mitgliederentscheidungen angebunden, viel mehr von ihnen zu weit abgekoppelt ist. Eine Kirchengemeinde wird zwar in der Regel über Listen mitbekommen, wer ausgetre-

ten oder auch eingetreten ist – welche Folgen diese Entwicklung jedoch gerade im Blick auf die letztlich entscheidende finanzielle Situation hat, bleibt ihr weitgehend verborgen. Das führt zu einer ersten weitergehenden Überlegung: Die Kirchengemeinden müssten über die finanziellen Folgen ihrer Mitgliederentwicklung informiert werden; sie müssten besser die diesbezüglichen Wirkungen von Ein- und Austritten erfahren können. Und dies dürfte nicht nur in abstrakter Hinsicht der Fall sein, sondern müsste mit Folgen für die Arbeit in den Kirchengemeinden und deren Finanzierung verbunden sein. Also anders gesagt: Kirchengemeinden, die sich bemühen, Kirchenbindung zu verstärken und Ausritte zu verringern, müssten davon etwas konkret haben können.

Kirchengemeinden sind die entscheidende Resonanzebene

Dann könnte man z. B. erkennen, welche Bedeutung der kirchengemeindliche Kindergarten für die Mitglie-

derbindung hat und er würde besser in das Leben der Kirchengemeinde eingebunden – sofern die Gemeinde überhaupt noch auf ihn Einfluss hat.

Nun muss man an dieser Stelle natürlich darauf hinweisen, dass das alte System der institutionellen Abkopplung der kirchlichen Arbeit von den Mitgliederinteressen qua anonymer Erhebung der Kirchensteuern auch große Vorteile gehabt hat. Es sicherte die Freiheit und Unabhängigkeit gerade der pastoralen Kommunikation und damit der Verkündigung in den Kirchengemeinden. Und das ist natürlich in keiner Weise gering zu schätzen. Das ganze System mit all seinen im weltweiten Vergleich komfortablen Absicherung der kirchlichen Arbeit konnte deswegen

durchaus auch theologisch als institutionelle Umsetzung eines Kirchenverständnisses verstanden werden, in dem die Kirche nicht eigentlich Ziele und Interessen – auch keine der Mitgliederbindung – verfolgt, sondern sich ausschließlich von ihrem Auftrag her in der Gesellschaft bewegen kann. Heute wird allerdings immer klarer, dass die Voraussetzung für dieses System eine umfassende Einbettung von Kirche und christlichem Glauben in der Gesellschaft ist, die dazu führte, dass man wenig Zeit auf Fragen der institutionellen Absicherung oder gar des Agierens in einer missionarischen Situation verwenden musste. Wo Kirche und Glauben in dieser Hinsicht selbstverständlich sind, ist die eigenresonante Wirklichkeit der Kirche zu großen Teilen deckungsgleich mit dem, was in der Gesellschaft geschieht. Wobei man natürlich sofort einwenden kann, dass dies nie für die gesamte Gesellschaft galt, sondern nur für spezifische mittlere gesellschaftliche Milieus. Aber das reichte für die Reproduktion von religiöser Kommunikation und Kirche eine ganze Zeit lang aus. Heute aber ist diese Situation definitiv zu Ende gekommen. Weder Kirche noch Religion ist in der Gesellschaft noch selbstverständlich. Im Gegenteil: Es muss heute um die Handlungsmöglichkeiten von Kirche und um die Relevanz von christlichen Glaubensüberzeugungen aktiv gekämpft werden! Nichts geschieht hier mehr von selbst. Eine früher vorhandene naturgegebene Nachfrage nach Kirchen und Glauben erodiert immer weiter. Religion und Kirche sind deswegen gezwungen, sich

Kirche ist gezwungen, sich angebotsorientiert zu verhalten

angebotsorientiert zu verhalten, in der Entwicklung von Angeboten Interessen der Menschen aufzunehmen und immer wieder neue Gelegenheiten der Begegnung mit Kirche und Glauben zu schaffen.

Im Grunde genommen braucht es hierfür kirchliche Planungseinheiten, die die Entwicklungen in der Gesellschaft – von der

Musik über kulturelle Produktionen aller Art bis hin zu grundlegenden Werteverchiebungen – beobachtet und in aktives Handeln umsetzt: eine neue Art von apologetischer Zentrale! Was sicherlich nicht mehr ausreicht, ist die Schaffung von kleinen Arbeitsstellen in Reaktion auf neue soziale Bewegungen oder Ähnlichem. Das verkennt die Bedeutung der gesellschaftlichen Verschiebungen. [...].

3. Was könnte nun in dieser Situation hilfreich sein?

In diesem dritten und letzten Teil meiner Überlegungen soll es nun um die Antworten auf die Frage gehen, was in dieser Situation hilfreich sein könnte, um die eigenkirchliche Resilienz zu stärken und im vollen Bewusstsein der Schrumpfungsprozesse sozusagen den Kopf oben behalten zu können. In genereller Hinsicht habe ich meine Vorschläge ja auch schon angedeutet: Es geht um die Förderung religiöser Autorschaft mit dem Ziel einer verbesserten extensiven und intensiven Kommunikation mit Kirchenmitgliedern und anderen. Dabei ist die Klärung der Verantwortlichkeit für Kirchenbindung vorrangig. Ein Großteil der heute noch relativ großzügig vorhandenen Ressourcen muss gezielt für diese Aufgabe eingesetzt

werden. Sofern dies nicht geschieht, muss man angesichts der gegenwärtigen Situation der Kirche deutlich von Ressourcenverschwendung reden. Wenn es immer noch so ist, wie zu meiner aktiven Zeit in der Gemeinde, dass die Kommunikation von Pastoren zu über 80% mit über 70-jährigen erfolgt, müssen alle Alarmsirenen heulen. Um es etwas flapsig mit einer alten, aber immer noch gut zitierbaren Parole aus der Wirtschaft zu formulieren: „Add value, or don't do it!“ – „Add members or don't do it!“ Eine alltagspraktische Maxime, die man m. E. nicht mehr beiseiteschieben kann. Und zwar nicht nur wegen dem Bestand der Institution Kirche – obwohl es ihn natürlich nicht zu verachten gilt – sondern wegen der Zukunft des Christentums in unserer Ich-Gesellschaft.

Damit so etwas greifen kann, müssen Ziele unserer Arbeit definiert werden, um überhaupt Erfolge und Misserfolge in der Arbeit sichtbar und zurechenbar machen zu können. Das ist nicht immer nur angenehm – gar keine Frage! Es deckt Schwachstellen und Hohlräume auf. Aber es ist nicht der Druck „von oben“, der hier das Unangenehme befördern kann, sondern es ist die Situation unserer Kirche insgesamt, die immer weniger angenehm wird und eigentlich immer deutlicher Unzufriedenheit und Ungeduld herausfordern sollte. Mich wundert, warum es nicht längst regelrechte Aufstände in der Kirche gibt, um mit dem Alten zu brechen und neue Wege zu fordern! Was es

Ressourcen müssen in die Mitgliederorientierung entschlossen investiert werden

Pfarrer scheuen Studien über ihr kommunikatives Verhalten wie der Teufel das Weihwasser

in dieser Hinsicht zu allererst braucht, ist eine große Studie über das kommunikative Verhalten von Pastorinnen und Pastoren in der Wahrnehmung von Kirchenmitgliedern und anderen. Bisher scheuen wir solche Studien wie die Teufel das Weihwasser – nicht zuletzt wohl auch deswegen, weil wir möglicherweise Angst vor den Ergebnissen haben. Die von mir referierten Ergebnisse aus den Pastorenstudien lassen erwarten, dass durchaus markante Defizite in dieser Kommunikation vorhanden sein können.

Wie gesagt: Der Kern des Problems besteht in einer wesentlich besseren Verknüpfung von Mitgliedererwartungen bzw. -interessen (dem, was Mitglieder wollen) und dem kirchlichen Programm. Kirchenmitglieder und auch alle anderen müssen prospektiv erfahren können, dass die kirchliche Arbeit mit allem, was dazugehört, wegbriecht wenn sie selbst die Kirche nicht mehr unterstützen – und was noch wichtiger ist, sie müssen die Gewähr dafür haben, dass sie dann, wenn sie sich für ihre Kirche einsetzen, tatsächlich auch etwas für die Stabilisierung der Angebote tun. Direkte, konkret erfahrbare Bezüge sind deswegen von ganz großer Bedeutung und alleine schon deswegen bleibt die Ebene der parochialen Kirchengemeinden trotz aller Schwächen von erheblicher Bedeutung. Denn nur hier kann man solche konkret erfahrbaren Bezüge herstellen.

Ökonomisch gesehen geschieht eine Verknüpfung von Angebot und Nachfrage, al-

so von Mitgliederinteressen und kirchlichen Angeboten, dann am präzisesten, wenn sie sich über Marktmechanismen vollziehen kann. D.h. wenn es mindestens eine gemeinsame Austauschebene von Interessen und Angeboten gibt - oder anders gesagt: wenn es nicht nur deutlich wird, wofür Mitglieder bereit, sind finanzielle Mittel aufzuwenden, d.h. welchen Tausch sie eingehen wollen, sondern wenn dieser Tausch auch erhebliche Relevanz für das Anbieten von Angeboten hat. Es braucht folglich in dieser Hinsicht – flapsig gesagt – mehr Marktwirtschaft in unserer Kirche, was zugleich die Notwendigkeit impliziert, sich auf ein weites Feld mit sehr vielen anderen säkularen Konkurrenzangeboten einzulassen. Diese Konkurrenz existiert bereits im religiösen Feld zwischen verschiedenen Anbietern, aber sie existiert darüber hinaus auch weit in den vermeintlich säkularen Raum hinein. Hier wachsen auf allen Ebenen immer mehr hoch attraktive Angebote, die sich in der Leistung in Richtung Sinnstiftung kaum noch von kirchlichen Angeboten unterscheiden. Tatsächlich sind wir aber von einem aktiven Agieren auf solchen religiösen Märkten weit entfernt, da unsere Kirche aufgrund ihrer derzeitigen Verfasstheit es schlicht nicht nötig hat, sich wirklich der Konkurrenz zu stellen. Ökonomisch gesehen verhält sich unsere Kirche nur in wenigen Bereichen wirklich marktwirtschaftlich, im Grunde genommen aber operiert sie eher planwirtschaftlich – so als könnte sie die Religion in der Gesellschaft verwalten und würde Inter-

Statt Planwirtschaft mehr Marktwirtschaft in unserer Kirche

Kirche braucht „Ekklesiopreneure“

essen und Bedürfnisse der Mitglieder bestens kennen. Die Situation ist ein wenig mit den öffentlich-rechtlichen Medienbetreibern zu Beginn der privaten Konkurrenz vergleichbar.

Eine bessere marktwirtschaftliche Aufstellung der Kirche braucht so etwas wie die immer mal wieder zitierten „Ekklesiopreneure“. Das wären Personen, die sich quasi unternehmerisch auf die veränderten religiösen

Nachfrage- und Angebotsstrukturen einlassen und innovative Angebote entwickeln. Dabei sind sie bereit, Risiken einzugehen – auch Risiken des Scheiterns. Sie haben ihre Mission im Hinterkopf und sind darin verliebt, Menschen für die Kirche und das Evangelium zu gewinnen. Ihre Sache bestünde darin, dass es ihnen um den Aufbau resilienterer, nachhaltiger und sich selbst tragender Strukturen geht, die nicht mehr von der kirchlichen Finanzkraft abhängig sind. Das wären entweder einzelne Personen oder kleinere autonom bzw. selbstverantwortlich operierende Einheiten. Ihnen lässt unsere Kirche Unterstützung zukommen, selbst dann, wenn es sich um möglicherweise etwas schräge Ideen und vielleicht sogar um die Konkurrenz zu herkömmlichen kirchlichen Angeboten handelt. Man könnte an dieser Stelle vielleicht ja auch soweit gehen, dass man als Voraussetzung für eine berufliche Laufbahn in der Kirche, sprich für eine Verbeamtung, eine Zeitlang in solchen offenen ungesicherten Strukturen voraussetzt. Das wäre sozusagen eine Art Exposure – ein radikales Sich-Aussetzen den anderen gegenü-

ber. Allerdings: Die Operationslogik solcher „unternehmerischen“ Prozesse liegt nicht selten quer zu landeskirchlichen Verwaltungsverfahren. Konflikte sind folglich programmiert.

Dies wäre eine sehr weitgreifende, ja radikale Vision eines anfänglichen Umbaus der Kirche von einer letztendlichen Anstalt, die auf ihre Mitglieder keine Rücksicht nehmen muss, hin zu zivilgesellschaftlichen oder vielleicht sogar eigenwirtschaftlichen Einheiten, die in großer Selbstverantwortlichkeit, mit dem Ziel sich selbst auf finanziell auf eigenen Füßen zu halten, in der Gesellschaft operieren. Es werden wenige sein, die diesen Weg von sich aus gehen, das ist keine Frage.

Es bleibt auf absehbare Zeit interessensmäßig zwingender, sich in die große Kirchenorganisation hinein zu begeben. Natürlich kann man auch jeden verstehen, der diesen Weg der Ungesicherheit als Ekklesiopreneur vorzieht. Und sicherlich gibt es auch eine ganze Menge Möglichkeiten, **innerhalb** des bestehenden Entwicklungspfads der Kirche die Verknüpfung von Mitgliederinteressen und Kirchenprogramm zu verbessern. [...].

Die Kommunikation mit den Mitgliedern und den vielen Menschen, die längst von der Kirche Abschied genommen haben, hat nicht das Ziel, um es noch einmal zu wiederholen, deren Interessen und Wünsche ganz einfach eins zu eins in das kirchliche Programm hinein zu kopieren. So etwas kann nicht funktionieren, da viele Menschen gar keine wirkliche Vorstellung davon haben können, was sie denn letztendlich von Kirche und christlicher

Religion wirklich erwarten könnten. Fragt man Kirchendistanzierte oder unkirchliche Menschen nach ihren Erwartungen von Kirche, so stößt man auf banale Klischees und langweilige Images, die sie letzten Endes gerade von einem Besuch von Kirchenveranstaltungen abhalten. Das Muster hierfür ist der für Kirche immer noch zentrale Gottesdienst am Sonntagvormittag, der, wie wir aus neueren Studien wissen, nicht nur bei den Unkirchlichen ein schlechtes Image hat, sondern auch bei den der Kirche näher Stehenden. Dabei

geht es um ein verfestigtes Fremdbild von dieser Veranstaltung – nicht um diese Veranstaltung selbst. Aber deutlich ist: Wenn eine Kirchengemeinde im Gemein-

debrief und ihrem Schaukasten vor allem und zentral mit ihrem Gottesdienst am Sonntagvormittag wirbt, erfüllt sie zwar die Erwartungen der Masse der Menschen, aber sie tut es genau so, dass diese Menschen fernbleiben. Dieses Paradox gilt es zu knacken und das kann nur angebotsorientiert passieren, d.h. nur durch neue Angebote, andere Atmosphären, andere Musik, die die Menschen mit ihren Interessen und Wünschen überraschen. [...].

Bevor ich nun in die Schlussgerade biege, ein Einwand. Man kann das alles auch sehr anders sehen. So könnten die aufgezeigten Kommunikationsprobleme der Kirche, insbesondere diejenigen des pastoralen Personals, mit guten Gründen auch als gesellschaftlich notwendig verstanden werden. Die religiöse Kommunikation des Evangeliums sei in der vollentwickelten „Ich-Gesellschaft“ gar nicht an-

Kirche erfüllt die Erwartung der Massen, aber so, dass sie fernbleiben

ders als eigenresonant zu betreiben, weil sich die Menschen gegen sie immunisiert hätten. Der lebendige Christus sei heute ein Fremder. Wer auch immer sich offen zu ihm bekennt und eine entsprechende lebendige transzendente Kommunikation entwickle, werde umgehend auch zu einem Fremden.¹¹ Der Resonanzraum des Christusbezuges sei erheblich geschrumpft. Allein diesen „Namen“ zu nutzen sei schon schwierig, weil es zu eher peinlichen Situationen führen würde. Damit sei aber die Kernkommunikation des Christlichen „peinlich“ geworden und werde deswegen eher verschwiegen. Das mag übertrieben klingen. Aber da ist etwas dran. Die Folge wäre der Rückzug in feste Burgen der gegenseitigen Glaubensstärkung mit hohen Wällen nach außen. Das könnten auch durchaus attraktive Glaubenszentren sein, die gerade durch den Verzicht auf bemühte Außenwirkung eine Wirkung erzielen könnten. Vielleicht ist das tatsächlich der Weg der Zukunft. Vielleicht ist das auch gar nicht das Schlechteste. Aber solange es noch sehr viele Möglichkeiten zur kirchlichen Kommunikation gibt, bin ich zumindest nicht bereit, diesen Weg zu präferieren. [...].

Schließlich: Für eine neue Zeit und darin eben auch für eine neue Kirche braucht es auch eine neue Theologie. An ihr gilt es gemeinsam zu arbeiten. Aus meiner Sicht muss es in dieser Theologie konsequent darum gehen, den Glauben an Gott aus der Perspektive der Natalität, der Gebürtlichkeit von uns Menschen zu entwickeln. Gott schafft beständig etwas Neues

Rückzug der Kirche in festen Burgen der gegenseitigen Glaubensstärkung

– und er lässt auch beständig Altes vergehen und sterben. Er ist das Geheimnis ständiger Kreationen, aus denen wir leben und auch eines Tages sterben. Er hat uns mit uns selbst beschenkt und berufen, dieses Geschenk unserer selbst an andere weiter zu verschenken. Deswegen wird die Gestalt unserer Kirche vergehen und andere Gestalten von Kirche werden wachsen. Niemand kann letztlich wissen, was die richtigen Wege sein werden. Aber klar ist, dass wir nicht mehr abwarten können, sondern uns auf den Weg machen ihm, Jesus Christus, hin zu den anderen, die ihn vergessen haben oder vielleicht noch gar nicht kennen, bei denen er aber lange lebt, zu folgen. Und wenn wir das tun, dann werden sich neue Horizonte eröffnen, von denen wir noch gar nichts wissen.

■ Gerhard Wegner, Hannover

- 1 „Freilaufende Pfarrerrinnen, die man jederzeit ansprechen kann.“ So leitete Christine Holch ihren Beitrag über Fresh – X Experimente in Neubaugebieten in Stade, Hamburg, Karlsruhe und Gotha in *chrismon* 03.2020, S. 12 ff ein: „Gott im Neubaugebiet. Wenn Pfarrerrinnen dorthin gehen, wo die Kirche niemandem fehlt.“
- 2 Dieser Beitrag führt Gedanken fort, die ich entwickelt habe in: Von der Anstalt zu Akteur – Aktuelle Entwicklungstendenzen der kirchlichen Organisation. In: Gerhard Wegner: *Wirksame Kirche. Sozio-theologische Studien.* Leipzig 2019, S. 362 – 411.
- 3 Und es kann auch bei uns anders laufen vergl. nur Jan Meyer: *Kirche beGeistert erleben – Eine Studie zu Wirkung und Potenzial des Internationalen Gospelkirchentages.* Hannover 2019.
- 4 Dazu wieder neu anregend Mady A. Thung: *The precarious organization. Sociological Explorations of the Church's Mission and Structure.* Mouton 1976.
- 5 Klaus Engelhardt, Hermann von Loewenich, Peter Steinacker (HG.): *Fremde Heimat Kirche. Die dritte EKD Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 1997.* Darin ab S. 345 bis S. 366, Teil III: *Perspektiven kirchlichen Handelns* (verfasst wohl hauptsächlich von Rüdiger Schloz).

- 6 EKD: Religiöse Bildung angesichts von Konfessionslosigkeit. Aufgaben und Chancen. Leipzig 2020. Bemerkenswert ist, dass die umfangreichen empirischen Studien des SI der EKD zum Thema Konfessionslosigkeit von der EKD nicht zur Kenntnis genommen werden. Vergl. Petra-Angela Ahrens: Wer sind die Konfessionslosen? Hannover 2016 und Dieselbe: Was macht eigentlich den Unterschied? Evangelische und Konfessionslose im Osten Berlins. Hannover 2018.
- 7 Vergl. dazu das schöne Buch von Christian Sieg und Martina Wagner-Engelhaaf (HG): Autorschaften im Spannungsfeld von Religion und Politik. Würzburg 2014
- 8 Vergl. dazu Petra-Angela Ahrens: Skepsis und Zuversicht. Wie blickt Deutschland auf Flüchtlinge? Hannover 2017. Und in Kürze Christel Kumbruck: Flüchtlingsaufnahme kontrovers. Einblicke in die Denkwelten und Tätigkeiten von Engagierten. Baden-Baden 2020.
- 9 Hilke Rebenstorf, Petra-Angela Ahrens, Gerhard Wegner: Potenziale vor Ort. Erstes Kirchengemeindebarometer. Leipzig 2015, S. 158 ff., besonders S. 162.
- 10 Nach wie vor „feiern“ die Pastoraltheologien das Amtsverständnis auf Kosten von Außenorientierungen ab. Vergl. z.B. Michael Klessmann: Das Pfarramt. Einführung in Grundfragen der Pastoraltheologie. Neukirchen-Vluyn 2012, wo die Kirchengemeinde kaum vorkommt. An dieser Stelle fehlt viel empirische Forschung über die Bedeutung von Amtsstrukturen.
- 11 Vergl. als ein besonders herausforderndes Beispiel T.M. Luhrmann: When God talks back. Understanding the american evangelical relationship with God. New York 2012.

Wie geht „Kirche“ mit Menschen,
die nicht „normal“ sein wollen?

Überlegungen zu einem Buch des Soziologen

Andreas Reckwitz

■ Kirchenrat Dr. Andreas Obenauer ist Leiter der Abteilung Lehrerbildung, Schule und Gemeinde im Evangelischen Oberkirchenrat. In seinem Beitrag setzt er Thesen des Soziologen Andreas Reckwitz in Beziehung zu den Ergebnissen der Freiburger Studie. Wie kann Kirche in einer Gesellschaft der Singularitäten das Evangelium kommunizieren und Räume für Gottesbegegnung schaffen?

Andreas Reckwitz, Professor für Soziologie an der Universität Frankfurt/Oder, hat kürzlich eine viel beachtete Analyse unserer Gesellschaft vorgelegt.¹ Seine Thesen haben breite Zustimmung gefunden.² Der folgende Beitrag stellt zunächst Grundzüge seines Buches dar und geht dann der Frage nach, welche Konsequenzen aus der Freiburger Projektion zur Mitgliederentwicklung der Evangelischen Kirche³ gezogen werden können, wenn man sie mit den Erkenntnissen von Andreas Reckwitz in Beziehung setzt.

1. Die Gesellschaft der Singularitäten – die Thesen von Andreas Reckwitz

1.1. Die Grund-These: Niemand will mehr „normal“ sein

Seit Ende der 80er-Jahre findet nach Reckwitz ein grundlegender gesellschaft-

licher Wandel statt. Die Moderne wird von der Spätmoderne abgelöst, was zu einer Neuausrichtung der Lebenskonzepte führt. Während es in der Moderne darum ging, im Modus des „doing generality“ zu leben, sich an vorgegebenen Standards zu orientieren und möglichst „normal“ zu sein, strebt das spätmoderne „doing singularity“ danach, einzigartig und unvergleichbar zu sein und sich genauso zu präsentieren. Dies gilt für einzelne Menschen genauso wie für Kollektive, es gilt daneben auch für Dinge, Orte und Zeiten. Reckwitz prägt dafür den

Begriff „Singularität“. Sie ist immer eigene Aktivität und Zuschreibung von außen zugleich. Deshalb kann sich niemand selbst zu einem besonderen Menschen machen. Singulär wird ein Mensch erst dadurch, dass andere ihn bewerten und als besonders anerkennen. „Die Singularisierung von Subjekten ist ein Prozess, in dem Selbstmodellierung und Fremdsteuerung, Selbst- und Fremdsingularisierung Hand in Hand gehen.“⁴

1.2. Der spätmoderne Mensch als Kurator der eigenen Biographie

Spätmoderne Menschen möchten nicht normal sein, sondern einzigartig. In der Konsequenz führt dies laut Reckwitz zu einer dauerhaften Arbeit an der eigenen Biographie und ihrer – v. a. medialen

– Präsentation. Sie ist erforderlich, um dauerhaft als besonders wahrgenommen und von den anderen nicht ent-singularisiert zu werden. Wer den Status der Singularität verliert, versinkt in der Masse der Bedeutungslosigkeit. Besondere Interessen, Tätigkeiten und Erfahrungen werden deshalb in der digitalen Welt, v. a. in den sozialen Netzwerken präsentiert und zu einem besonderen und v. a. authentischen Gesamten kombiniert. Der einzelne Mensch wird damit zum „Kurator“⁵ seiner Biographie, das eigene Leben zu einer Dauer-Ausstellung, die immer neu zusammengestellt, präsentiert und zur Bewertung freigegeben wird.

1.3. Die neue Dreiteilung der Gesellschaft

Dies alles trifft Reckwitz zufolge genau genommen v. a. auf das obere Drittel der Gesellschaft zu, auf die neue akademische Mittelklasse. Zwar sind auch alle anderen vom Trend der Singularisierung betroffen, aber die neue Mittelklasse lebt diesen Trend in Reinkultur und bringt ihn voran. Sie ist das (wachsende) obere Drittel der Gesellschaft, über dem sich nur eine winzige sehr reiche Oberklasse (ca. 1% der Bevölkerung) befindet. Ganz unten befindet sich die neue Unterklasse, die sich, wenn sie überhaupt Arbeit hat, mit einfachen Dienstleistungsjobs über Wasser halten muss. Dazwischen liegt das (schwindende) Drittel der alten Mittelklasse. Sie ist in der Regel nicht-akademisch geprägt und führt den Lebensstil der alten Mittelstandsgesellschaft fort.

Der einzelne Mensch wird damit zum „Kurator“ seiner Biographie

neue akademische Mittelklasse

Aus der Mittelstandsgesellschaft in der Moderne wird somit nach Reckwitz in der Spätmoderne eine Klassengesellschaft: oben die neue akademische Mittelklasse, in der Mitte die alte Mittelklasse, unten die Unterklasse.

1.4. Die Abgehängten und der Rechtspopulismus

Die neue Unterklasse, und das ist entscheidend, ist nicht nur in finanzieller Hinsicht die Verliererin dieser gesellschaftlichen Entwicklungen. Sie wird nach Reckwitz vielmehr im Blick auf ihren gesamten Lebensstil „als wertlos markiert“⁶. Ihre Jobs gelten als unattraktiv, ihre Wohnviertel mit den Schulen als Problemstadtteile, die Ernährung als ungesund, die Geschlechterrollen als überholt und die politischen Ansichten als ethisch verwerflich.

Dieselbe Entwertung erfährt in abgeschwächter Form auch die alte Mittelklasse, die in der Moderne noch die gesellschaftliche Mitte und damit in der Gesellschaft tonangebend war: Ihre Bildungsabschlüsse verlieren, soweit sie nichtakademisch sind, an Wert, ihre Arbeit gilt als weniger attraktiv, ihr traditionelles Familienbild als veraltet, ihre Ortsgebundenheit als provinziell.

Der von der neuen akademischen Mittelklasse als erstrebenswert ausgerufene Lebensstil der Singularisierung ist für die Unterklasse gar nicht, für die alte Mittelklasse kaum erreichbar. Der aufkommende Rechtspopulismus muss Reckwitz zu-

folge vor diesem Hintergrund als Strategie gegen die Entwertung verstanden werden.

Er ist für Teile der Gesellschaft deshalb so attraktiv, weil er die Bewertungen umdreht: Die einfachen Leute mit ihrem Lebensstil sind das eigentliche Volk, die neue akademische Mittelklasse ist die abgehobene Elite, die vom wahren Leben keine Ahnung hat. Die Abgrenzung nach außen verstärkt das Gefühl, als Deutsche*r, Österreicher*in etc. besonders und wertvoll zu sein. Der Rechtspopulismus gehört damit in die breite Strömung der partikularen Neogemeinschaften⁷, bei denen sich das Singularisierungs-Motiv nicht auf Individuen, sondern auf die Gruppe bezieht. Die Gruppe ist einmalig, unverwechselbar und garantiert denen, die dazugehören, die Erfahrung, Teil von etwas Besonderem zu sein.

2. Kirche in der Gesellschaft der Singularitäten – Folgerungen

In kirchlichen Diskussionen ist oft zu hören, die evangelische Kirche sei eine Bildungsbürger-Kirche. Mag sein, dass das früher im Bezug auf das alte Bildungsbürgertum so war. Aber für die Gegenwart sind an dieser Einschätzung auf dem Hintergrund der Analysen von Reckwitz Zweifel angebracht. Wenn man schaut, wo sich unsere Kirche mit ihrer Arbeit eher leicht tut – im ländlichen Raum eher als in der Stadt, mit den klassischen Familien eher als mit neuen Modellen des Zusammenlebens, mit nahraumorientierten Men-

Strategie gegen die Entwertung

unsere Kirche hat ihre Basis v.a. in der alten Mittelklasse

Wie können wir ihre Suchbewegung hin zu den besonderen Erfahrungen mitgehen?

schen eher als mit mobilen⁸ – dann spricht das dafür, dass unsere Kirche ihre Basis v.a.

in der alten Mittelklasse hat, die in der Regel nicht-akademisch geprägt ist. Schwer tut sie sich dagegen sowohl mit der neuen akademischen Mittelklasse und ihrem Singularisierungs-Lebensstil als auch mit der Unterklasse und ihrem Hang zum Rechtspopulismus. Daraus ergibt sich in Verbindung mit den Ergebnissen der Freiburger Projektion ein strategisches Problem: Unsere Kirche wird insgesamt kleiner und gleichzeitig schrumpft ihre traditionelle Basis, die alte Mittelklasse. Beide Effekte

verstärken sich gegenseitig und führen dazu, dass manche Stärke unserer Arbeit in Zukunft nicht mehr so wie bisher zum Tragen kommen wird. Wie soll sich unsere Kirche mit ihrer Arbeit dann aber zukünftig ausrichten?

Die folgenden Gedanken versuchen zu dieser zentralen und komplexen Frage erste Anstöße zu geben.

2.1. Spirituelle Elemente in kuratierten Biographien: Kirche als Raum für besondere Erfahrungen

Die neue Mittelklasse strebt nach besonderen Erfahrungen und will sich selbst als besonders erfahren. Im Blick auf diese Menschen stellt sich daher für uns als Kirche die Frage: Wie können wir ihre Suchbewegung hin zu den besonderen Erfahrungen mitgehen und wie können wir zeigen, wo in unserem kirchlichen Leben und in un-

serer Tradition genau solche singulären Erfahrungen möglich sind? Schon jetzt gibt es bei uns viel, was in dieser Perspektive zukunftsweisend für den Kontakt zur neuen Mittelklasse sein könnte: ein Kirchentag mit anregenden und kontroversen Diskussionen über gesellschaftlich relevante Themen; ein geistliches Zentrum mit einer geprägten Tradition, das Gäste für eine persönliche Auszeit einlädt; eine kirchliche Trauung in einer romantisch gelegenen Kapelle; ein Tauffest am See; ein Weihnachtsgottesdienst in einer Kirche mit stimmungsvoller Beleuchtung und traditioneller Weihnachtsmusik; ein Workshop für Abiturient*innen, in dem sie über ihre persönlichen Stärken und ihre berufliche Zukunft nachdenken können.

Auch im Blick auf ehrenamtliches Engagement in der Kirche lohnt es sich, die neue Mittelklasse in den Blick zu nehmen, besteht sie doch aus Menschen, die hochqualifiziert sind und etwas Sinnvolles tun möchten. Und auch hier gilt: Schon jetzt gibt es viele Möglichkeiten in unserer Kirche für solch ein Engagement. Unsere Ehrenamtskultur ist in einem grundlegenden Wandel begriffen. Immer weniger erwarten wir von Menschen, die mitarbeiten möchten, dass sie sich in unsere vorhandenen Strukturen einpassen. Immer mehr suchen wir nach Möglichkeiten, wie individuelle Begabungen und Interessen sich mit kirchlichem Leben verbinden lassen. Das kommt den Menschen aus der neuen akademischen Mittelklasse entgegen. Sie suchen ja gerade ein individuelles Betätigungsfeld, das sich passend in die eigene

Die paulinische Rede von den Gaben und wie sich aus ihnen der Leib Christi erbaut, bekommt so ganz neue Relevanz

kuratierte Biographie einfügt. Was es dafür braucht, sind offene Räume, in denen ein Engagement möglich ist, das sich aus den konkreten individuellen Gegebenheiten heraus entwickelt. Viele Menschen finden

genau diese Räume bei uns: in der Kirchenmusik, in der Flüchtlingshilfe, in der Arbeit mit Konfirmand*innen und an

vielen anderen Orten. Unsere Arbeit verändert sich durch solches Engagement, sie wird weniger planbar – vielleicht aber auch interessanter, weil ganz neue Projekte und Bereiche entstehen, die niemand hätte vorhersehen können. Die paulinische Rede von den Gaben und wie sich aus ihnen der Leib Christi erbaut, bekommt so ganz neue Relevanz.

2.2. Die Rechtfertigungsbotschaft neu durchbuchstabieren: Kirche als Raum der heilsamen Begrenzung

Bisher war von der Anschlussfähigkeit des Singularisierungs-Lebensstils an die christliche Botschaft und an kirchliches Leben die Rede. Die bisherigen Überlegungen haben hoffentlich deutlich gemacht, wie viele Verbindungen es hier bereits gibt. Für Pessimismus oder Resignation besteht daher kein Anlass. Kirche kann auch für die neue Mittelklasse relevant sein. Es gibt viele Brücken zwischen ihrem Lebensstil und unserer Botschaft, die wir sicher noch stärker in den Blick nehmen können. Das bedeutet nun aber gerade nicht, dass im Raum der Kirche nicht auch die Schattenseiten dieses neuen Lebensstils thematisiert werden könnten und müssten.

Insbesondere an einem Punkt liegt aus meiner Sicht eine entscheidende Differenz zwischen dem christlichen Glauben und dem Lebenskonzept der Singularisierung: Wer sein Leben als Kurator*in der eigenen Biographie einzigartig und unverwechselbar machen will, steht theologisch gesprochen in der Gefahr, sich selbst rechtfertigen zu wollen.

Die zentrale theologische Aufgabe der Kirche in der Gesellschaft der Singularitäten scheint mir daher zu sein die Botschaft von der Rechtfertigung neu durchzubuchstabieren. Dazu gehört zunächst und vor allem der Zuspruch, dass Menschen wertvoll und einzigartig sind schon vor aller Leistung und vor aller Bewertung und Anerkennung durch andere.⁹ Zu einer neu formulierten Rechtfertigungsbotschaft, die von den singularisierungs-orientierten Menschen auch wirklich gehört werden kann, gehört daneben aber auch die Dankbarkeit für die eigene Leistungsfähigkeit und Kreativität und eine Freude darüber, die geschenkten Begabungen sinnvoll einsetzen zu können. Ein Zuspruch im Sinn von „wir sind alle klein und schwach, aber Gott liebt uns trotzdem“ würde bei der neuen Mittelklasse vermutlich ins Leere laufen. Sie empfindet sich ja gerade nicht als klein und schwach, sie ist vielfältig engagiert und steckt voller Energie. Nur auf dieser Grundlage kann davon gesprochen werden, auch die Brüche, Umwege und Misserfolge in der eigenen Biographie anzunehmen und

die Botschaft von der Rechtfertigung neu durchbuchstabieren

Leben darf fragmentarisch sein

füreinander und für das Ganze Verantwortung übernehmen

„Enttäuschungstoleranz und -bewältigung“¹⁰ einzuüben. Leben darf fragmentarisch sein und wird es auch bis zum Ende bleiben. Schließlich gehört zu einer neu durchbuchstabierten Rechtfertigungsbotschaft eine angemessene Verhältnisbestimmung von Arbeit und Ruhe, Geben und Empfangen, ein Leben im Rhythmus jenseits von Selbstausbeutung. Ausgesprochen hilfreich für solch eine Neuformatierung der Rechtfertigungsbotschaft könnte eine Rückbesinnung auf Martin Luther selbst sein, der bekanntlich zeitlebens ausgesprochen leistungsfähig und aktiv (und eben nicht klein und schwach) war, in der biblischen Botschaft aber eine heilsame Begrenzung des Leistungsparadigmas gefunden hat.

2.3. Grenzen überwinden in der Zeit gesellschaftlicher Spaltungen: Kirche als Begegnungsraum

Im Blick auf die gesellschaftliche Spaltung, die Reckwitz analysiert, hat Kirche m. E. noch immer viele Möglichkeiten um an ihrer Überwindung mitzuarbeiten: Kirche kann in einer Gesellschaft, in der oben und unten auseinanderdriften, ein Ort sein, an dem die unterschiedlichen gesellschaftlichen Klassen und Lebensstile sich begegnen, Akzeptanz erfahren und füreinander und für das Ganze Verantwortung übernehmen. Dass die unterschiedlichen Gruppen in der Kirche Akzeptanz erfahren können, versteht sich dabei keineswegs von selbst. Insbesondere im

Blick auf die beiden Gruppen, mit denen sich traditionelles kirchliches Leben eher schwer tut, ist es eine herausfordernde Aufgabe für alle in der Kirche Tätigen, solche Akzeptanz spürbar werden zu lassen. Im Blick auf die akademische Mittelklasse wurde oben schon angedeutet, was zu einer wertschätzenden Grundhaltung beitragen kann. Neben einer positiven Würdigung von Einzigartigkeit und Authentizität, Leistungsbereitschaft und Leistungsfähigkeit gehört hierher vor allem ein positiver Blick auf unterschiedliche Lebensstile und Lebensformen jenseits der klassischen Normalbiographien. Es wäre sicher spannend, offizielle Kirchenpapiere, Unterrichtsmaterialien für den Religionsunterricht oder tatsächlich gehaltene Sonntagspredigten einmal daraufhin zu untersuchen, welche Lebensstil-Leitbilder ihnen zu Grunde liegen.

Vielleicht sogar noch schwieriger dürfte es sein, im Blick auf die neue Unterklasse echte Wertschätzung zu signalisieren. Insbesondere im Blick auf den Umgang mit rechtspopulistischem Gedankengut (das sich natürlich nicht nur in der Unterklasse, sondern auch in der alten Mittelklasse findet) stellt sich hier eine echte Herausforderung: Inhaltlich ist klar, dass Kirche sich von ihrer Botschaft und ihrem Auftrag her nur entschieden gegen rechtspopulistisches Gedankengut wenden kann. Wo immer Kirche das tut, läuft sie aber Gefahr, von den marginalisierten Anhänger*innen dieser Bewegung als Teil des Establishments wahrgenommen und abgelehnt zu werden. Wenn beispielsweise das Präsidium des Deutschen

Evangelischen Kirchentages beschließt, dass Vertreter*innen rechtspopulistischer Parteien auf dem Kirchentag kein Rede-recht bekommen: Wie können wir verhindern, dass ihre Wähler*innen hören: Kirche redet nicht mit uns und interessiert sich nicht für unsere Probleme? Hier brauchen wir eine neue Form der Kommunikation, die in der Sache klar bleibt und dennoch die neue Unterklasse hört und ihre Probleme ernst nimmt.¹¹

Eine Kirche, die dem Leben in seiner ganzen Unterschiedlichkeit Wertschätzung entgegenbringt und so etwas von der Liebe Gottes spürbar macht, kann dann auch ein Begegnungsraum sein, in dem Menschen jenseits aller gesellschaftlicher Segmentierung wieder das Gemeinsame entdecken können, ohne dass eine Gesellschaft nicht lebensfähig ist.

2.4. Öffentliche Kirche oder kleine Gemeinschaft: Plädoyer für eine Kirche mitten in der Welt

Die Evangelische Kirche befindet sich in einem grundlegenden Wandel. Sie wird kleiner und ärmer werden, selbst dann, wenn es ihr gelingt diesen Trend durch neue Initiativen zu verlangsamen. Dies macht die Freiburger Projektion deutlich. Wo weniger Ressourcen vorhanden sind, müssen Schwerpunkte gesetzt werden. Nicht alles, was wir heute haben, wird es in Zukunft noch geben können.

Eine Option wäre es, sich zukünftig auf die Gruppe der Hochverbundenen und Nahraumorientierten zu konzentrieren, auf die, die in unsere Gemeindehäuser und zu unseren Sonntagsgottesdiensten kommen.

In den Worten von Reckwitz hieße das: Kirche organisiert sich in der Gesellschaft der Singularitäten als partikulare Neo-Gemeinschaft und bringt einen kleinen Kreis von Menschen mit hoher Identifikation zusammen. Kirche ist dann eine kleine, hoch engagierte Gruppe mit klaren Überzeugungen und einer deutlichen Grenze zwischen innen und außen.

So verlockend das für manche auf den ersten Blick sein mag: Wir sollten dieser Versuchung m. E. widerstehen. Denn, noch einmal mit Reckwitz, eine Gemeinschaft der Hochverbundenen wäre teuer erkaufte, nämlich mit einer völligen Bedeutungslosigkeit außerhalb der eigenen Gruppe. Es ist gerade der Charakter von Neo-Gemeinschaften, dass sie nach außen abgeschlossen sind. Eine Kirche, die in der Gesellschaft der Singularitäten relevant sein will, muss aber im öffentlichen Raum sichtbar bleiben. Dazu braucht es Kontaktflächen in die Gesellschaft hinein. Die Grenze zwischen innen und außen muss dauerhaft durchlässig sein.

Eine Kirche, die in der Gesellschaft der Singularitäten weiter relevant sein will, muss deshalb m. E. offen und öffentlich sein, so bunt und vielfältig wie unsere Gesellschaft, an all den unterschiedlichen Orten, an denen Menschen zusammenkommen: mitten im Dorf und in digitalen Welten; am Urlaubsort und in der Schule; in der Kita und in den kreativen Zentren der Großstädte; in den Krankenhäusern und in den politischen Diskursen; in Beratungsstellen und in Stadtteilprojekten. Dort und an vielen weiteren Orten kann sie auch in Zukunft präsent sein – wenn auch vermutlich nicht mehr flächendeckend, sondern nur noch exemplarisch – und die Chance nutzen, in

der Vielfalt unserer Gesellschaft das Evangelium zu kommunizieren und Räume für Gottesbegegnung zu schaffen.

■ Andreas Obenauer, Karlsruhe

- 1 Andreas Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten. Berlin 2017.
- 2 Vgl. exemplarisch Meredith Haaf in der Süddeutschen Zeitung: Reckwitz' Buch „zeigt [...] erstmals ein erkennbares und überzeugendes Bild dessen, was unserem Zusammenleben zugrunde liegt.“ Es „ist ein großer, tief gedachter Wurf gegen die gesellschaftspolitische Ratlosigkeit“ (Süddeutsche Zeitung vom 26.10.2017).
- 3 Kurz gesagt erwartet die Freiburger Projektion für die Evangelische Kirche in Deutschland bis 2060 einen Rückgang von Mitgliedern und Finanzen um jeweils ca. 50%. Vgl. Evangelische Kirche in Deutschland (Hg.): Kirche im Umbruch. Zwischen demographischem Wandel und nachlassender Kirchenverbundenheit. Hannover 2019.
- 4 Andreas Reckwitz, a.a.O., S. 60.
- 5 A.a.O., S. 295.
- 6 A.a.O., S. 355, Hervorhebung im Original.
- 7 Vgl. a.a.O., S. 394.
- 8 Dies liegt nicht zuletzt an der parochialen Struktur. Sie „ist an der örtlichen Stabilität von Menschen orientiert. [...] Im Zuge der zunehmenden Mobilität verliert diese Struktur aber rasch an lebensweltlicher Plausibilität“ (Christian Grethlein: Quo vadis, ecclesia? Evangelische Kirche im Transformationsprozess, in: Deutsches Pfarrernetz 120 [2020], Heft 1, S. 5-10, hier S. 6).
- 9 Genau in dieser reformulierten Rechtfertigungsbotschaft sieht der Soziologe Hartmut Rosa die entscheidende Botschaft der Kirchen in einer sich beschleunigenden Gesellschaft: „dass der Mensch sich als geliebt, als angenommen, als in einer Resonanzbeziehung befindlich erfahren kann“ (Das 3E Gespräch mit Prof. Dr. Hartmut Rosa. Die Wiederentdeckung der Ewigkeit. Ein Gespräch über Zeit, Resonanz, die Aufgabe der Kirche und unsere Demokratie, in: 3E. Echt. Evangelisch. Engagiert. Das Ideenmagazin für die Kirche, Heft 3/2019, S. 14-17, hier S. 15).
- 10 Andreas Reckwitz, a.a.O., S. 347.
- 11 Robert Habeck hat m.E. recht, wenn er schreibt, man könne in den rechtspopulistischen Protestbewegungen „die – teils verzweifelte – Suche nach Anerkennung lesen“ (Robert Habeck: Wer wir sein könnten. Warum unsere Demokratie eine offene und vielfältige Sprache braucht. Köln 2018, S. 125). Umso wichtiger ist es, dass Kirche diese Anerkennung nicht versagt und zu verstehen versucht, wobei natürlich gilt: „Versuchen zu verstehen, bedeutet nicht, für alles Verständnis zu haben. Und erst recht nicht, sich allem zu beugen“ (a.a.O., S. 124; vgl. S. 125-127). Wie ein solcher Versuch, zu verstehen ohne sich zu beugen, praktisch aussehen kann, beschreibt eindrücklich Hartmut Rosa; vgl. Rosa, a.a.O., S. 16f.

Zukunft schon jetzt

In der badischen Landeskirche gibt es Kirchengemeinden und kirchliche Projekte, die sich in ein ihnen fremdes Umfeld begeben haben und dabei spannende Erfahrungen machen. Pfarrerin Nicole Schally berichtet von der Arbeit in der SENFKoRN Ladenkirche im Citypark in der Südstadt-Ost in Karlsruhe – einem neuen Stadtteil mit hoher Fluktuation der Bewohnerinnen und Bewohner und davon, wie Kirche in einem solchen Quartier lebendig sein kann. Pfarrer Dr. Heiner Kücherer gibt Einblick in die Arbeit der Kulturkirche Schöpfergrund im Taubertal. Dort tragen vier kirchliche Landgemeinden die Kulturkirche, die zu einem Ort der Begegnung von Religion und Kunst geworden ist. Ein Raum für Unvorhergesehenes und neue Erfahrungen.

Die SENFKoRN-Ladenkirche im Citypark in der Südstadt-Ost in Karlsruhe.

Ein kleiner bunter Raum, mitten in der Stadt, Ort für Begegnung und Inspiration.

Als vor ca 15 Jahren auf dem Gelände des ehemaligen Bahnausbesserungswerkes in der Karlsruher Südstadt citynah ein neues Stadtquartier entstehen sollte, beschloss der Kirchenbezirk statt einen Sakralbau, ein Gemeindezentrum und ein Pfarrhaus zu planen, dass Kirche „mit-

ten rein“ soll, dahin, wo die Menschen hinzuziehen. Man mietete im ersten Bauabschnitt zwischen Reisebüro und Bäckerei einen kleinen Laden an. Jahrelang war ringsumher noch Baustelle. In der Tradition von Ernst Langes Berliner Gemeinde-reform-Projekt am Brunsbütteler Damm, wurde es eine „Ladenkirche“ und wegen des notwendigen Hoffnungsgrüns in der umgebenden Betonwüste und wegen der erhofften Wunder, heißt die evangelische Ladenkirche „SENFKoRN“.

Mittlerweile ist das Quartier fertig gebaut, fast 5000 Menschen wohnen hier, und deutlich weniger als die Hälfte gehören noch einer der beiden großen Konfessionen an. Zu Beginn des Projekts war alles offen, vieles denkbar, was in der Ladenkirche entstehen könnte: vom experimentellen Gottesdienstraum über christliche Feierabend-Bar bis zum Senioren-Treff. Viele junge Familien zogen und ziehen in den Citypark (und oft dann auch wieder weg, wegen des Zuschnitts der Wohnungen oder um wegen der Kinder draußen vor der Stadt zu leben). Und weil neben älteren Menschen, die in der Wohnbevölkerung im Citypark sehr unterrepräsentiert sind, besonders junge Familien, dort wo sie wohnen, auch tatsächlich leben, hat Diakonin Kerstin Huber schnell und gut eine offene Eltern-Café-Arbeit etablieren können. Aus diesem niedrigschwelligen Angebot ist ein blühender Familiengottesdienst entstanden, der längst so gut besucht ist, dass er nicht mehr in der kleinen

offene Eltern-Café-Arbeit

Kirche „mitten rein“

SENFKoRN Ladenkirche stattfinden kann, sondern ins Gemeindehaus der Gemeinde umziehen musste, zu der das neue Stadtquartier parochial gehört. Ein schöner Erfolg und eines der vielen SENFKoRN-Wunder. Und dennoch ist es Teil des Umlernens und des **Perspektiv-Wechsels** zu begreifen, dass das was in der Ladenkirche geschieht: an sich schon „Kirche ist“ und nicht erst zu ihr führen muss. Statt *für* die Menschen Kirche zu sein, nachbarschaftlich *bei* ihnen leben, *von und mit* ihnen lernen wie Kirche heute „gehen kann“.

Dazu gehört auch, einen **doppelten Fokus** zu haben: im Blick sind einerseits sowohl „alle“ Bewohner*innen der neuen Stadtquartiere, jenseits konfessioneller Zugehörigkeit, als auch andererseits die ev. Gemeindeglieder ohne Gemeindeanbindung, also die, die wir sonst nur mal an den „Rändern“ von Gemeindefarbeit treffen bei Kasualien, in der Schule, Konfi-Elternarbeit, Sie wissen schon ... So ergibt sich wenig, nennen wir es: binnengemeindliche Kommunikation, sondern überwiegend Kontakt mit „Kirchen-distanzierten“ Menschen. Die Begegnungen in der Ladenkirche sind oft ganz selbstverständlich ökumenisch oder interreligiös, international oder multikulturell. Durch die oft **offene Ladenkirchentüre**, zu der Menschen zu den Öffnungszeiten und Projekten und Aktionen und manchmal auch nur mit einer Frage oder dem Wunsch nach Kon-

von und mit ihnen lernen wie Kirche heute „gehen kann“

überwiegend Kontakt mit „Kirchen-distanzierten“ Menschen

an die Plausibilität des Kirchenjahres angedockt

takt herein kommen, geht die Ladenkirche auch raus, z.B. zum Taferinnerungspicknick in den Park, zum Gutenacht-Geschichte-erzählen im Advent auf den Marktplatz, zum Ostereier-Suchen oder Friedenslichter-anzünden in den Gärten der Religionen oder wir hängen „Kirchenjahres-zum-Mitnehmen“ aus, kleine Briefe mit kirchenjahreszeitlichem Impuls und einer Überraschung, mit deutlichem Absender aber ohne Werbematerial ...

Solche Aktionen „mobiler Kirche“ gehören zu den fünf Arbeitsschwerpunkten der 50 % Projektstelle kirchliche Präsenz in neuen Stadtquartieren, die seit 2017 auch gleichzeitig Knielingen 2.0 im Dienstauftrag hat:

1. Aktionen „mobiler Kirche“ entwickeln: Angestoßen durch die überwältigende Erfahrung mit dem sich großer Beliebtheit erfreuenden St. Martins-Umzugs, wird mit unterschiedlichen Projekten und Formaten „draußen“ experimentiert und dabei möglichst an die Plausibilität des Kirchenjahres angedockt – denn die Werbeindustrie arbeitet ja daran, dass die großen Kirchenfeste auch bei nicht Gemeinde-nahen Menschen verankert bleiben, gut für uns, denn wir können weitersagen, dass das jeweils nicht nur ein Datum oder eine weitere Konsumgelegenheit ist ...

2. Raum für junge Familien bieten, weil sie in der städtischen Situation oft ohne Familiennetzwerk einen Ort für Unterstüt-

zung und solidarisches Miteinander brauchen können.

3. Im Blick behalten, dass im Quartier auch Singles und Paare leben, also Menschen die nicht in der Familienphase sind.

4. Mediale Präsenz, analog und digital.

5. Vernetzung mit den Kolleg*innen in der Parochial-Gemeinde und den umliegenden in der Innenstadt, außerdem ökumenisch, interreligiös und zivilgesellschaftlich mit anderen Akteuren im Citypark wie der Bürgergesellschaft und dem Garten-der-Religionen-Verein.

(Weil in der Kürze hier weder die Arbeitsschwerpunkte beschrieben, noch der theologische Ansatz oder die biblischen Impulse der konzeptionellen Überlegungen angedeutet werden können, kann, wer weiter interessiert ist, vielleicht auf die Homepage schauen:

<https://senfkorn-ladenkirche.de/index.php/konzeption-mehr>

Vieles von dem was die Arbeit der Projektstelle ausmacht, geschieht in vielen Gemeinden, Tag für Tag, in den Städten und auf dem Land *nebenbei*. Ich komme aus dem Gemeindepfarramt und wenn ich wieder Gemeindepfarrerin sein werde, werde ich diese Erfahrung mitnehmen, dass es etwas ändert, Ressourcen wie Zeit und Energie für die 80% nicht-Gemeinde-Nahen und überhaupt die Menschen in der Nachbarschaft zu haben. Und ausprobieren wie das an neuem Ort aussehen kann: Menschen in ihrem alltagsrelevanten Umfeld zu begegnen, weiter raus aus den Kirchen- und Gemeinde-

hausmauern zu gehen und Schritt für Schritt wegzukommen vom „Angebot-machen-für“, zu (noch) mehr Partizipation und Begegnung. Oder wie der katholische Bischof Klaus Hemmerle sagte:

„Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe.“

Und wie geht denn nun Gemeinwesenarbeit-orientierte kirchliche Präsenz in Zeiten von Corona?

Wie bei uns allen ist wohl eine Frage, wie in Verbindung bleiben, ohne persönlich in Kontakt sein zu können, aussehen kann.

Die Homepage der Ladenkirche ist – milieubedingt – gewöhnlich gut frequentiert, und es gibt einen Newsletter-Verteiler und analog: das Schaufenster der Ladenkirche wird

gerade genutzt für eine Malaktion, initiiert von einer „SENFKoRN-Mama“: #wir bleiben für euch zu Hause; die ev. Ü70 Haushalte bekamen einen Vor-Ostergruß; die Post-Adressen-mäßig bekannten Stammgast-Familien einen Oster-Kreativ-Umschlag; es wird eine Osterkarte für alle Evangelischen im Quartier geben – wie immer sind wir am Ausprobieren und wie sonst auch möglichst lern-offen und fehler- und experimentierfreundlich ...

■ Nicole Schally, Karlsruhe

Kulturkirchenarbeit. Eine spätmoderne Form von Seelsorge

Am Rand des Taubertals, Evangelische Kirche Unterschüpf, Impressionen aus Kulturprojekten: Eine Jazzsängerin vergisst im Altarraum plötzlich ihren Songtext, hält inne, das Publikum gespannt, alle lauschen in die Stille, eine ungeheure Intensität des Augenblicks. Eine Lyrikerin performt ihre Gedichte, unterbricht und kommentiert unvermittelt die Bildergalerie der Propheten an der Empore, bedenkt das Wort der Dichter und Propheten und die Frage nach Wahrheit. Ein Bildhauer stellt im Kirchenraum seine Holzskulpturen aus, auf der Kanzel, hinter dem Altar, bei der Orgel, überall baumartige Gestalten. Als ob verdrängte Natur künstlerisch vermittelt in die Kirche zurückkehrt. Und dann eine Ausdruckstänzerin. Die Bewegung ihrer Hände umspielt das Kreuz auf dem Altar, fast schwebend besteigt sie die Kanzel – und lässt bunte Papierschnipsel in den Kirchenraum wehen. Symbolisch verdichtet: Kunst in der Kirche löst die autoritative Verkündigung des einen Wortes in die befreiende Vielfalt

Transformation
in eine spätmoderne
Gestalt von Kirche

von Anmutungen
und Sinn-
orientierungen
auf. Eine Trans-

formation in eine spätmoderne Gestalt von Kirche, die sich in Konstellationen von Religion und Kultur ereignet. Konstellation ist eine Leitperspektive der Kulturkirchen-

arbeit (Albrecht Grözinger). Sie eröffnet einen Freiraum, in dem das Nicht-Identische gewahrt wird. Kunst wird nicht zur Religion und Religion nicht zur Kunst. Im Zwischenraum, in der Begegnung bei-

Kunst wird
nicht zur Religion
und Religion nicht
zur Kunst

der, auch in der Provokation, erschließt sich eine Dimension, die beide überschreitet. Was die Seele anrührt, sich als Sinn einstellt, wissen vor einer Performance weder Künstlerinnen noch Pfarrer noch Publikum. Und es fällt schwer zu klären: War das jetzt eine ästhetische oder religiöse Erfahrung? Ich beschreibe Kulturkirche oft als „exterritoriale Zone“. Pfarrer und Pfarrerrinnen, Kirchengemeinderäte und Gemeinden geben Deutungshoheit und Hausherrenrecht ab.

Humanität ist die einzige Grenze, die im Kirchenraum nicht überschritten werden darf. Künstler gehen sensibel, multiperspektivisch mit dem Kirchenraum um. Und vor allem viel sinnlicher als in der protestantischen Wortorientierung üblich. Das ist für die Moderation von Kulturprojekten eine Herausforderung. Es gilt, Deutungsperspektiven zu eröffnen, aber die Performance nicht zu zerreden! Gelegenheiten zum Gespräch gibt es im Anschluss beim Wein an den Stehtischen im Seitenteil der Kirche. Da ist die Unterschüpf Kirche aufgrund ihrer Bauweise als Winkelhakenkirche ideal. Die Innenrenovierung hat die Dynamik des Raums verstärkt. Es gibt inzwischen Backstage mit Teeküche und mobile Cateringelemente. Die ersten Reihen der Kirchenbänke sind flexibel herausnehm-

bar. Sanitäre Anlagen sind in der Kirche zugänglich. Für die Organisation von Kulturprojekten braucht es freilich ein Team: Marketing, Fundraising, Ticketing, Logistik, Ton- und Lichttechnik, Catering, Künstlerbegleitung, Reinigung usw. Aber von der Kommunikationsdesignerin bis zum Kirchendiener – die Mitarbeit bereitet Freude und motiviert. Die Kulturkirche wird von vier kirchlichen Landgemeinden als Schwerpunkt- bzw. Profilkirche getragen, der Kirchengemeinderat steuert engagiert die Projekte. Ein Förderkreis eröffnet Menschen in der Region, an der Kulturkirche mitzuwirken und sich zugehörig zu fühlen. Fundraising ist ein wichtiges Element, denn wir achten auf eine sehr gute Künstlergage. Es lohnt, in Kunst zu investieren. Sie verspricht einen Mehrwert an Kreativität, Inspiration und existentiellern Begegnen mit Wirklichkeit. Dabei bleibt die Unterschüpf Kulturkirche immer noch ein Raum, in dem Gottesdienste gefeiert und getauft, konfirmiert, getraut und getrauert wird. Wie Jahrhunderte zuvor. Ein still durchbeteter, inzwischen aber auch er-sungener, durchtanzter, rhythmisierter, sinnlich und religiös vielfältig erschlossener Raum. Ein Raum, der Erleben freisetzt, mit der Tiefe des Menschseins verbindet, zum Nachdenken lockt und Begegnung ermöglicht. Für mich ist die Kooperation mit Künstlern eine spätmoderne Form von Seelsorge. Darum habe ich mich in Kulturtheologie (Paul Tillich) eingearbeitet und in Kulturmanagement (PH Ludwigsburg) weitergebildet. Zugespielt:

Um Seelsorger zu bleiben, bin ich Kulturmanager geworden.

■ Heiner Küberer, Boxberg-Unterschüpf

Zur Praxis der Kulturkirche seit 2007:
www.kulturkirche-schuepfergrund.de,
info@kulturkirche-schuepfergrund.de

Es lohnt,
in Kunst
zu investieren

Ein Raum,
der Erleben
freisetzt

Bibel, Bibelverständnis, Hermeneutik

■ In der letzten Ausgabe der Pfarrvereinsblätter hatten wir unsere theologische Reihe „Was uns eint?“ mit der Frage nach der Wahrheit fortgesetzt. Nun folgt in diesem Heft die Diskussion um das Verständnis von Bibel und Hermeneutik. Dazu bieten der (neue) Landesjugendpfarrer Jens Adam und der Pfarrer in Staufen Theo Breisacher ihre Perspektiven auf das Thema an. In der nächsten Ausgabe wird es um das Thema Schöpfung gehen.

Bibelverständnis und Hermeneutik (Jens Adam)

Im Rahmen des Fachgesprächs „Kirche und Evangelikale Theologie“ wurden jeweils zwei Kurzimpulse zu verschiedenen theologischen Topoi gegeben; die „Impulsgeber“ wussten voneinander als Person, aber nicht, was der/die jeweils Andere vorzutragen beabsichtigte.¹ Diese Form wurde hier so beibehalten, lediglich durch einige erklärende Beisätze über das damals Vortragene hinaus ergänzt, wie es auch der sich anschließenden Diskussion entsprach.

Drei Prämissen waren deswegen zu bedenken:

1. Einen „Impuls“ zu formulieren hieß: nach der Vorgabe in fünf Minuten eine Darstellung von Grundpositionen ohne Vertiefung zu geben. Das implizierte damals wie bewusst auch in dieser schriftlichen Form: Hier und dort mag

wohl unausweichlich eine unzulässige Verkürzung von Positionen bemängelt werden können.

2. Diese an sich selbstverständliche erste Vorbemerkung ist aber schon allein deswegen als bereits eigener Impuls wichtig, weil ich gerne für eine differenzierte Redeweise plädieren möchte: erst jene birgt in sich die angestrebte Möglichkeit des Brücken-Bauens und gegenseitigen Verstehens (oder doch Verstehen-Wollens). Es wird kaum weiterführend sein, sich gegenseitig in begriffliche Definitionsdiskussionen zu verstricken: Das gilt für die Frage nach der evangelikalischen Theologie, die es als einstimmige Strömung ebenso wenig gibt, wie es undifferenziert das Christentum gibt; es gilt für die Auseinandersetzung um den Begriff des *Fundamentalismus* ebenso wie des *Biblizismus* oder anderer Begriffe in diesem Zusammenhang.

Hilfreicher wäre eher, weniger mit den gelegentlich nur noch als Schlagworten dienenden gegenseitigen Charakterisierungen als vielmehr mit einem scharfen und scharfsinnigen Betrachten dessen zu agieren, was sich *hinter* jenen Zuschreibungen aus Sicht des Dialogpartners präzise verbirgt.

3. Die jeweiligen Impulse, so die Hoffnung, werden sich gegenseitig interpretativ beleuchten und vertiefen. Darum wird das theologische „Globalthe-

Plädoyer für eine differenzierte Redeweise und dem Blick hinter den vordergründigen Zuschreibungen

ma“ „Bibelverständnis und Hermeneutik“ hier lediglich exemplarisch (und in diesem Fall mit einem gewissen Schwerpunkt des Neutestamentlers) angerissen: Dabei wird es andeutungsweise um das Bibelverständnis i.S.v. Schriftverständnis gehen, also um Fragen der Interpretations*möglichkeit*, aber auch *-bedürftigkeit* biblischer Texte; um Fragen der historisch-kritischen oder historisch-biblischen Analyse, der Inspirationslehre; um Fragen der Bedingungen exegetischer Interpretationen und des Intelligibilitätpotentials biblischer Texte²; um Fragen der Hermeneutik auch als Frage nach einer Kanonhermeneutik (Stichwort: „Mitte der Schrift“). Lediglich implizit berührt werden immer wieder Aspekte dessen, was „Wahrheit“ genannt werden kann (siehe Pfarrvereinsblätter 3/4-2020, S. 111 ff.).

1. Hermeneutik als Klärungsfeld der (biblischen) Textauslegung

„Hermeneutik“ ist seit dem 17. Jh. ‚terminus technicus‘ für die Lehre von der Textauslegung im Sinne einer ἐρμηνευτική τέχνη.³ Entsprechend wird man sich immer wieder darauf zu verständigen haben, welches die für biblische Texte angemessene Auslegungsmethode ist. Dabei wird es sofort auch um Fragen des Schriftverständnisses gehen: Beides ist gar nicht voneinander zu lösen. Sind die biblischen Texte neben der Manifestierung menschlichen Kommunikationsgeschehens qualitativ noch einmal etwas anderes als „Menschenwort“? Sind sie in

einer bestimmten Weise „Gottes Wort“, und impliziert das besondere Auslegungsmethoden oder Verstehensbedingungen?⁴

Aus meiner Sicht ist hierzu festzuhalten:

- Unabhängig von der theologischen Dignität der biblischen Texte und insofern ihrem für den christlichen Glauben grundlegenden Charakter sind sie wie alle historischen Texte unausweichlich *auslegungsbedürftig*, aber auch *auslegungsfähig*. Die Bibel ist auch und gerade als Wort Gottes dem menschlichen Verstehen zugänglich, aber dies auch schon immer durch Auslegung: Die Bibelübersetzungen selbst sind stetige Bemühungen eben jenes Auslegungsvorgangs.⁵ Der Einwand, dass jede Auslegung das Risiko des Missverstehens in sich birgt, ist korrekt – aber kein Einwand dagegen, dass Verstehen unabdingbar der Auslegung bedarf. Zugleich befinden sich Exegetinnen und Exegeten in einer stetigen Auslegungsgeschichte!
- Die Auslegungsbedürftigkeit, aber auch *-fähigkeit* biblischer Texte bedarf im Diskurs mit anderen (Geistes-) Wissenschaften, aber auch innerkirchlich, einer nachvollziehbaren Methodik. Diese von den einen kritisch-negativ konnotierte, von den anderen unhintergebar positiv angesehene „historisch-kritische Methode“ ist als Methode freilich nie in sich irrtumsfrei. Sie bedurfte von Anfang an Weiterführungen, Be- wie auch Entgrenzungen, Reflexion über ihre eigene historische

Bedingtheit usf. Sie allein deswegen aber abzulehnen, um einer wie auch immer bestimmten „offenen“ (?) Lesart das Wort zu reden, führt in eine fast an Beliebigkeit grenzende Auslegungsbreite. Ein scheinbar einfaches „Aber da steht doch!“ hilft nicht wirklich weiter – denn *was* steht denn da eigentlich? In welcher Sprache mit welcher Übersetzung? In welchen Kontexten? Auch der Hinweis auf eine Art „pneumatologischen Methodenschritt“ ist nur auf den ersten Blick „biblischer“ und theologisch angemessener, als es der zweite Blick offenbart. Denn *zum einen* gilt hier wie auch sonst schlicht und ergreifend Joh 3,8 – und wer mag eigentlich mit welchem Kriterium bei zwei sich widersprechenden Textauslegungen entscheiden, dass der Geist Gottes nun bei der einen Auslegung wehte, bei der anderen aber mit großer Flaute abwesend war? Es würde nachgerade ein Eingriff in die Souveränität Gottes bedeuten, dies exegetisch wie hermeneutisch einfordern zu wollen. *Zum anderen* muss hinter der – nicht provozierend gemeinten, sondern theologisch begründeten – Ablehnung des Heiligen Geistes als anzuwendenden *Methodenschritts* gar nicht die theologisch völlig unangemessene *Missachtung* des Geistes als elementarer wie existenzieller *Anwendungsschritt* auf das eigene, sich um Verstehen bemühende Ich stehen. Dass aus der sozusagen „äußerlichen“ Exegese eines biblischen Textes die Erkenntnis kommt, dass hier

Ablehnung des Heiligen Geistes als Methodenschritt

Gott *pro me* bzw. *pro nobis* handelt und spricht, ist nicht anders als wiederum geistgewirkt. Jene geistgewirkte Applikation auf das eigene Ich ist freilich etwas gänzlich anderes als die Auslegung eines biblischen Textes.

- Im Erkennen der Notwendigkeit einer Auslegung biblischer Texte, die sich möglichst nahe dem intendierten Sinn⁶ mittels exegetisch nachvollziehbarer, als insofern nicht beliebiger Methoden annähern möchte, wird eine große Gemeinsamkeit zwischen evangelikalen und anderen christlichen Positionen bestehen können. Zugleich offenbart sich darin möglicherweise sofort ein Dissens, wenn es um die Beurteilung, also κρίσις, von tatsächlichen oder scheinbaren „Widersprüchen“ verschiedener biblischer Aussagen (etwa hinsichtlich der Soteriologie o. ä.) geht. Hinsichtlich der Dialogfähigkeit in solchen elementaren Fragestellungen sind Bezugnahmen etwa auf die „Chicago-Erklärung“ von 1978 zur „Irrtumslosigkeit der Bibel“ im Grunde bereits die hermeneutische und dialogische Todeserklärung.

2. Bibelverständnis bzw. Schriftverständnis als theologisches Diskursfeld

Große Einigkeit zwischen verschiedenen theologischen Positionen wird schlicht darin bestehen, dass die Bibel als argumentative und also theologische Grundlage verschiedener Positionen angeführt und akzeptiert wird: Das ist nicht zu unterschätzen. Andererseits werden

des Öfteren völlig divergierende Schlussfolgerungen aus dem gleichen Basisbefund heraus abgeleitet. Testweise könnte man hier im Anschluss an 1.Kor 14,23 einmal das hermeneutische Beispiel des sog. „fremden Gastes“ bemühen⁷: Von außen betrachtet beziehen sich oftmals zwei Bibelausleger mit Vehemenz auf das gleiche Fundament (nämlich eben die Bibel) – und widersprechen sich doch gelegentlich eklatant. Beispiele dafür wären unschwer zu benennen: Darf eine Predigt „politisch“ sein? Ist die Ehe (oder noch anderes?) die einzig vertretbare Lebensgemeinschaft zweier Menschen (oder nur im Fall von Mann und Frau)? Darf ein Christenmensch alles essen oder sollte er sich nur vegetarisch ernähren? Usw.⁸ – Um auf 1.Kor 14 zurückzukommen: Was wäre die Folgerung eben jenes Außenstehenden, der in den Raum der Kirche einträte und dabei beobachtete, dass völlig divergierende Schlussfolgerungen aus dem gleichen Basisbefund (der Bibel) abgeleitet werden (oder würden)? Würde wohl jener „fremde Gast“ auch heute sagen müssen: „Ihr seid von Sinnen?“ (1.Kor 14,23b)

Wie auch immer: Historisch und theologisch erhellend sind sicherlich die Kenntnisse um das altkirchliche Schriftverständnis („vierfacher Schriftsinn“: literarisch, typologisch, tropologisch, anagogisch); um die reformatorischen Bemühungen darin und den Fortsetzungen in der altprotestantischen Orthodoxie; herausfordernd ist ebenso die höchst unterschiedliche Rezeption von 2.Tim 3,16f.

als „Urquelle“ einer wie auch immer bestimmten theologischen Inspirationslehre: um eine differenzierte Wahrnehmung wird man in all diesen Fragen ebenfalls nicht herumkommen.

So meine ich – nicht abschließend, sondern eröffnend:

- Gerade die Bezugnahme auf biblische Texte erfordert einen Diskurs über die möglichen Verstehensbedingungen und Verstehensmöglichkeiten jener Texte.
- Unter der Prämisse einer differenzier- ten und nicht unsachgemäß simplifi- zierenden Interpretationsweise ist damit zugleich zwingend die Frage nach einem „Kanon im Kanon“ gefordert; nach dem, „was Christum treibt“; nach dem, wie die Vielfalt im Kanon zu verstehen ist bzw. die Vielfalt des Zeugnisses der biblischen Schriften gewahrt werden kann und dennoch ihre Differenziertheit und historische Befindlichkeit zur Geltung ge- bracht werden kann.
- Eine „Kritik“ (κρίσις!!) des biblischen Zeugnisses kann lediglich *innerhalb* des Zeugnisses selbst geschehen: aber genau deswegen *kann* es sie auch *begründet* geben! Auch insofern gilt: *scriptura sui ipsius interpres*.

Bibel (Pfarrer Theo Breisacher)

Bei der Vorbereitung der Einheit „Berg- predigt“ für die 9. Klasse im Gymnasium stieß ich im Lehrerhandbuch auf folgen- de Überschrift: „Die Botschaft der Berg- predigt beurteilen.“ Als Lernziel im Reli-

Divergenzen als Ausdruck der Sinnhaftigkeit der Bibel

gionsunterricht finde ich diesen Satz fatal. Warum? Weil er den Schülerinnen und Schülern eine – aus meiner Sicht – völlig unangemessene Haltung zur Bibel vermittelt. Und weil er die Schüler gerade nicht darin anleitet, Gottes Wort mit Ehrfurcht zu begegnen und ihm Vertrauen zu schenken. Sondern sie ermutigt und darin bestärkt, dem göttlichen Wort in der Bibel in kritischer Distanz zu begegnen.

Eine Deutschlehrerin muss einen Schüleraufsatz beurteilen. Das ist ihr Job. Und die Jury bei „Jugend musiziert“ muss das vorgetragene Musikstück beurteilen und bewerten. Aber ist es wirklich unser Job als Schüler, als Lehrkräfte oder als Bibelleser, die Aussagen der Bibel zu beurteilen? Dass wir uns als Beurteilende letztlich über sie stellen? Ich denke, nein! Für mich ist diese Haltung gegenüber der Bibel deshalb unangemessen, weil Gott selber in der Bibel zu den Menschen spricht. Und weil uns in ihr göttliche Gedanken begegnen. Wie sollte ich als kleiner Mensch mit einem begrenzten Verstand die Weisheit des Allerhöchsten beurteilen können oder dürfen?

Der Dreh- und Angelpunkt der theologischen Arbeit ist deshalb die Frage, wie wir den Vorgang der „Offenbarung“ in der Bibel verstehen. Entscheidend ist für uns Evangelikale, dass Mose am Dornbusch oder am Berg Sinai wirklich die Stimme

völlig unangemessene Haltung zur Bibel

in kritischer Distanz

Vorgang der „Offenbarung“ in der Bibel verstehen

Wir stehen niemals über der Bibel

Gottes gehört hat. Dass der Prophet Jesaja oder der Seher Johannes in ihren Visionen tatsächlich die Wirklichkeit Gottes gesehen haben. Dass uns in Jesus Christus wirklich der Sohn Gottes begegnet, der in der Kraft Gottes unglaubliche Dinge tun konnte, die keinem anderen

Menschen in dieser Weise möglich waren. In einem der Basis-Sätze der Evangelischen Allianz in Deutschland ist es deshalb ganz bewusst so formuliert: **„Die Bibel, bestehend aus den Schriften des Alten und Neuen Testaments, ist Offenbarung des dreieinen Gottes. Sie ist von Gottes Geist eingegeben, zuverlässig und höchste Autorität in allen Fragen des Glaubens und der Lebensführung.“**

Die aus unserer Sicht einzig angemessene Haltung diesem göttlichen Wort gegenüber ist gerade nicht die Beurteilung der biblischen Aussagen, sondern der Gehorsam gegenüber dem, was der Schöpfer seinen Geschöpfen ausrichten lässt bzw. ihnen zu tun aufträgt. Wir stehen niemals über der Bibel. Es ist letzten Endes auch kein gleichberechtigter Dialog auf Augenhöhe, wenn wir uns mit bibli-

schen Texten beschäftigen. Es geht um das Vertrauen in die Weisheit Gottes. Es geht um das Nachvollziehen der göttlichen Gedanken, die höher sind als unsere Vernunft. Und in diesem Nach-Denken über die Wahrheit Gottes („nachdenken“ im wörtlichen Sinne) öffnen sich

uns ganz neue Dimensionen. In dem gern gesungenen Lied NL 178 heißt es in der ersten Strophe: „Meine engen Grenzen, meine kurze Sicht bringe ich vor dich. Wandle sie in Weite: Herr, erbarme dich!“ Genau das ist unser Anliegen: Dass wir unsere begrenzte Sicht der Dinge von dem weiten lassen, der wirklich Ahnung hat. Meine Rückfrage an die „andere Seite“ wäre in diesem Zusammenhang: Machen Sie sich keine Sorgen darüber, dass die Menschen bei „Ihrem“ Ansatz jeweils nur das aus der Bibel herauslesen, was ihnen behagt und was man eh gerne hört?

Das führt unweigerlich zur nächsten Frage, wie man mit den biblischen Texten – mit dieser von Gott offenbarten Wahrheit – angemessen umgeht. Auch beim Fachgespräch im EOK im Mai 2019 wurde immer wieder daran erinnert, dass jeder Bibelleser seine eigene Hermeneutik hat. Da sind wir uns sicher einig. Die Frage ist jedoch, in welcher Haltung man diese Hermeneutik betreibt. Und mit welchem Vorverständnis man den biblischen Texten begegnet. Und mit welchen Methoden man sie bearbeitet. Genau darin hat die historisch-kritische Bibelwissenschaft aus „unserer“ Sicht große Defizite. Denn sie benutzt auch solche Methoden, die der besonderen Eigenschaft und Würde der Bibel als Wort Gottes nicht angemessen sind.

Allerdings geht es in dieser Kontroverse keineswegs um die Alternative: hier wissenschaftlich, dort unwissenschaftlich. Auch im Albrecht-Bengel-Haus in Tübingen

oder an der Freien Theologischen Hochschule in Gießen wird wissenschaftliche Theologie betrieben. Wissenschaftlich im Sinne eines methodisch reflektierten Prozesses, der unter den gleichen Bedingungen auch von anderen vollzogen und nachgeprüft werden kann, sofern die eigenen Voraussetzungen und Vorverständnisse transparent gemacht werden. Für mich klingt es mitunter wirklich etwas überheblich, wenn die „Universitäts-Theologie“ von sich behauptet, nur sie sei wissenschaftlich.

Die Aufgabe der biblischen Hermeneutik ist es zunächst, die Intention und den Inhalt der biblischen Autoren so gut wie möglich zu ermitteln. Und dann in einem zweiten Schritt zu überlegen, inwiefern diese Aussagen – nach der Intention der biblischen Schriften und damit mutmaßlich auch nach dem Willen Gottes – auch für unsere Zeit Gültigkeit haben. Auch evangelikale

Exegeten betreiben Textkritik und wenden literarkritische Methoden an. Sie werden es aber kaum wagen, einzelne theologische oder ethische Aussagen nur deshalb in Frage zu stellen, weil „man“ das heute anders sieht.

Nun wird von „liberaler“ Seite gerne daran erinnert, dass die Bibel nicht vom Himmel gefallen sei. Niemand von „uns“ stellt das in Frage. Gott hat den Autoren der Bibel nicht die Feder geführt. Vielmehr haben die Autoren der Bibel in ihren eigenen Worten das festgehalten, was sie gesehen, erlebt oder von Gott empfangen haben. Die These von der sog. Irrtumslosigkeit der Bi-

jeder Bibelleser hat seine eigene Hermeneutik

biblischen Schriften und damit mutmaßlich auch nach dem Willen Gottes – auch für unsere Zeit Gültigkeit haben. Auch evangelikale

bel auch in sämtlichen biologischen oder physikalischen Aussagen spielt unter den Evangelikalen in unserer Landeskirche nach meiner Wahrnehmung keine große Rolle. Wenn also jemand nach „fundamentalistischen Tendenzen“ unter den Evangelikalen in diesem Sinne sucht, kann ich gerne Entwarnung geben: Sofern man mit diesem unsäghlichen und hochmissverständlichen Wort „Fundamentalismus“ eine bestimmte amerikanische Schule der Inspirationslehre meint, ist das bei uns kein Thema. Uns liegt vielmehr am Herzen, dass die Heilige Schrift in allen Fragen des Glaubens und der Lebensführung höchste Autorität ist. Eben weil die „Informationen“ von Gott selber stammen.

Übrigens war genau das in der Kirchengeschichte fast 1.700 Jahre lang für die große Mehrheit der Theologen völlig unstrittig. Das sollte man nicht vergessen: Die waren im Blick auf ihr Bibelverständnis im Grunde alle „evangelikal“! Erst die historisch-kritische Bibelauslegung hat diesen Vorgang der Offenbarung als „supranaturalistisch“ abqualifiziert und damit aber schlagartig den gesamten Charakter der Heiligen Schrift verändert. Der Theologe Ernst Troeltsch hat vor 120 Jahren die theoretische Begründung geliefert, die nach meiner Wahrnehmung auch heute in der Bibelwissenschaft immer noch unverändert gilt und angewendet wird: Kritik, Analogie und Korrelation müssen aus seiner Sicht auch für solche biblischen Geschichten gelten, die vom Vorgang der Offenbarung Gottes handeln: Sie seien nur dann glaubwürdig, wenn sie auch heute genauso passieren.

höchste
Autorität

die biblischen
Geschichten ernst
nehmen

Und wenn man sie innerweltlich erklären könne.

Man kann sich die Tragweite dieser Forderung von Ernst Troeltsch gar nicht gravierend genug vorstellen. Er hat es wohl auch selbst gespürt: Seine Methode „relativiere Alles und Jedes“, räumt er ein. Mit einem einzigen Federstrich war der bis dahin unstrittige Vorgang der Offenbarung aber nun „erledigt“. Die Offenbarung Jahwes als der eine wahre Gott an Abraham: später erfundene Legende. Die Offenbarung der Gebote am Sinai: spätere Rückprojektion während des babylonischen Exils.

Und so weiter. Bevor man sich dem Anspruch der biblischen Geschichten stellt, dass dort Einmaliges und Außergewöhnliches passiert sei, steht das Urteil bereits fest: nicht vereinbar mit einem modernem Wahrheitsverständnis. Das geht mir allerdings zu schnell. Was, wenn es damals wirklich so gewesen ist, dass Maria ohne Mann schwanger wurde? Dass Jesus wirklich auf dem Wasser gehen konnte? Dass bei seiner Taufe wirklich die Stimme Gottes zu hören war?

Nehmen Sie es einmal als Hypothese, es könnte damals wirklich so gewesen sein:

Haben die biblischen Aussagen in diesem Fall nicht sofort eine völlig andere Wertigkeit? Natürlich ist es ein Glaubenssatz, wenn wir als Evangelikale sagen, dass die biblischen Aussagen zuverlässig und höchste Autorität sind in allen Fragen des Glaubens und der Lebensführung. Wir tun es aber nicht aufgrund einer willkürlichen dogmatischen Setzung, sondern weil wir die biblischen Geschichten ernst nehmen möchten.

Interessanterweise rückte die menschliche Reflexionsarbeit beim Entstehen der biblischen Schriften genau seit jener Zeit (also dem Aufkommen der historisch-kritischen Bibelauslegung) in den Mittelpunkt des Interesses: Es wäre reizvoll, diese Verschiebung von der Autorität von Gottes Wort hin zu theologischer Reflexionsarbeit einmal geistlich zu bedenken und zu bewerten. Die großen theologischen Aussagen etwa von Jesaja oder Jeremia werden in der historisch-kritischen Wissenschaft jedenfalls nicht mehr als Offenbarung Gottes interpretiert, sondern als Ergebnis eines meist längeren Reflexionsprozesses von frommen Menschen in jener Zeit. Genauso im Neuen Testament: Wesentliche Aussagen von Jesus werden heute als „Gemeindebildung“ interpretiert: als Ergebnis theologischen Nachdenkens und Reflektierens in der Gemeinde der ersten Christen.

Manche haben die Autorität der Bibel dadurch zu retten versucht, dass man diesen rein innerweltlichen Entwicklungsprozess von theologischen Einsichten über viele Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte hinweg hinterher als „Offenbarung“ bezeichnet hat. Doch die biblischen Texte hatten bereits ihre entscheidende Eigenschaft verloren: Sie beschrieben fortan nur noch menschliche Erfahrungen, menschliche Gedanken

nicht mehr im früheren Sinne „Gottes Wort“

Wenn das alles nur das Produkt menschlicher Reflexion wäre, hätte es für meinen Glauben keinen großen Wert

für mich persönlich die entscheidende Qualität als göttliches Wort verloren

und Reflexionen. Sie waren nicht mehr im früheren Sinne „Gottes Wort“.

Als ich im vorletzten Sommer im Kontaktstudium war, wollte ich auch wissen, ob sich in dieser Frage seit meinem eigenen Studium in den 80er Jahren irgendetwas verändert hat. Meine Beobachtung: Im Mainstream der exegetischen Fächer ist es heute fast genauso wie damals: Zum Beispiel: Dass „Jahwe“ der einzige Gott im Himmel ist, sei den Menschen erst kurz vor dem Exil oder im Exil deutlich geworden. Vorher nicht. Doch wenn dem wirklich so wäre, wäre das für mich und meinen Glauben ehrlich eine Katastrophe: Entweder es gibt diesen einen Gott im Himmel, dann kann ich ihm vertrauen und mich auf sein Wort verlassen. Oder es gibt ihn nicht. Wenn das alles nur das Produkt menschlicher Reflexion wäre, hätte es für meinen Glauben keinen großen Wert.

Ganz ähnlich bei den zehn Geboten oder anderen Vorschriften etwa im „Bundesbuch“: In der Bibelwissenschaft wird weiterhin gelehrt, dies alles habe sich in einem Zeitraum von einigen hundert Jahren entwickelt. Wenn dem aber wirklich so wäre, hätten sie für mich persönlich die entscheidende Qualität als göttliches Wort verloren. Warum sollte ich mich dann noch für bestimmte theologische oder sexualethische Positionen ver-

kämpfen, wenn sie sich lediglich in frommen Zirkeln des alten Israel entwickelt haben? Dann würde ich meinen „liberalen“ Kollegen auf der Stelle zustimmen, dass viele dieser Gebote in unserer modernen Welt keine Gültigkeit mehr haben und man manche dogmatische Aussage heute „weiterentwickeln“ muss. Aber so ist es ja gerade nicht – zumindest nicht nach evangelikalem Verständnis: Wir sind davon überzeugt, dass wir in der Bibel göttlicher Weisheit und göttlichen Ratschlägen für alle Zeiten begegnen. –

Ich persönlich freue mich sehr darüber, dass das „Fachgespräch“ im vergangenen Mai in schriftlicher Form hier in den Pfarrvereinsblättern weitergeht. Das Verständnis und der Umgang mit der Bibel und das Ringen um den richtigen Weg ist für „uns“ wahrlich kein Randthema. Es gehört nicht zu den „Adiaphora“, die man gerne auch anders sehen könnte. Es geht um die Basis unseres Glaubens.

Aufgabe ist	Denn eine Kirche,
deshalb	die den göttlichen
nicht das	Ursprung der bibli-
„Beurteilen“	schen Wahrheiten
der göttlichen	und Gebote verneint,
Wahrheit	ist nicht mehr in der
	Lage, den Geist Got-
	tes vom Zeitgeist zu

unterscheiden. Und noch mehr: Sie beraubt sich damit ihrer ursprünglichen Kraft und Identität. Unsere Aufgabe ist deshalb nicht das „Beurteilen“ der göttlichen Wahrheit. Sondern das Vertrauen. Und der Gehorsam im täglichen Leben – selbst wenn das für manche furchtbar altmodisch klingen mag.

- 1 Vgl. die einführenden Hinweise von Martin Reppenhagen in den Badischen Pfarrvereinsblättern 2/2020, 60-63, hier 60.
- 2 S. C. Landmesser, Wahrheit als Grundbegriff neutestamentlicher Wissenschaft, WUNT 113, Tübingen 1999.
- 3 U. Schnelle, Einführung in die neutestamentliche Exegese, UTB 1253, 6. Aufl., Göttingen 2005, 171.
- 4 Vgl. dazu die differenzierte Sicht bei W. Härle, Dogmatik, Berlin u.a. 1995, 128-139.
- 5 S. kurz E. Reinmuth, Hermeneutik des Neuen Testaments. Eine Einführung in die Lektüre des neuen Testaments, UTB 2310, Göttingen 2002, 43.
- 6 Die Fachdiskussion um die „Offenheit“ biblischer Texte, wie sie sich im Anschluss an Umberto Eco's Überlegungen zum „Offenen Kunstwerk“ in manchen Publikationen der exegetischen, aber auch homiletischen Literatur niedergeschlagen hat, kann hier nicht geführt werden. Nur so viel: Auch „Offenheit“ ist etwas anderes als „Beliebigkeit“, und sog. „semantische Leerstellen“, falls es sie geben sollte, berechtigen nicht zur Missachtung der „semantischen Klarheiten“.
- 7 Grundlegend für H. Weder, Neutestamentliche Hermeneutik, 2. Aufl., Zürich 1989.
- 8 Bemerkenswert ist dabei ganz nebenbei, dass offensichtlich bereits im Urchristentum genau solche Fragen ebenso wenig unumstritten beantwortet wurden wie heute: Was sagt uns diese innerbiblische Diskussion eigentlich hermeneutisch und theologisch??

Ein Virus geht um – weltliche und auch geistliche Gedanken zu einer Pandemie

Eine Pandemie, nicht nur eine Epidemie ist dieses – wir können das Wort nicht mehr hören – „neuartige Coronavirus“. Im Unterschied zur Epidemie, einer lokal auf bestimmte Gegenden begrenzte Verbreitung von Krankheitserregern wirkt das Coronavirus inzwischen weltweit, ist ein Phänomen der Globalisierung. Die Lage ist ernst, nicht zu verharmlosen.

Regierungen greifen deshalb auf Anraten von Virologen und Gesundheitsämtern zu einschneidenden Maßnahmen, die unser aller bisher so freies Leben einschneidend für eine vorübergehende Zeit einschränken, in der wir alle auf manches Liebgewordene verzichten müssen. Theater, Bars und Restaurants und öffentliche Einrichtungen schließen, und nicht zuletzt unsere Schulen, mit schwerwiegenden Folgen für die Familie insgesamt. Veranstaltungen über hundert Personen und längst darunter wurden anfangs abgesagt; mittlerweile darf man in keiner Dreiergruppe mehr zusammenkommen. Der öffentliche Nahverkehr ist drastisch eingeschränkt (kommt die alleinstehende Seniorin überhaupt noch zu ihren lebenswichtigen Arztbesuchen?). Auch der Sport muss seinen Betrieb einstellen, der Profisport genauso wie die kleinen lokalen Sportvereine – mit unabsehbaren Folgen.

Auch die Kirche nehmen sich von diesen Maßnahmen nicht aus und wollen sich dieser gesellschaftlichen Herausforderung stellen. Anfangs ging es noch darum zu

unterscheiden: Was ist notwendig? Was ist verzichtbar bzw. verschiebbar? Erst traf es die kleinen regelmäßigen Gruppen und Kreise, darunter auch Jungscharen und Kindergottesdienst; mittlerweile trifft es längst unsere sonntäglichen Gottesdienste. Zuerst hieß es, große Gottesdienste mit über 100 Personen dürfen nicht mehr stattfinden. Jubelkonfirmationen können ohne Not ins Spätjahr verschoben werden. Konfirmationen werden hoffentlich auch nur verschoben. Sie ganz ausfallen zu las-

sen, wäre unverantwortlich gegenüber den jungen Menschen und ihren Eltern und Angehörigen. Und wenn sie in den Spätsommer nach den Sommerferien oder in das neue Jahr verschoben werden.

Denn es ist nichts mehr sicher, wie sich alles entwickelt. Überaus große Flexibilität ist gefragt.

Mittlerweile müssen alle Gottesdienste bis auf weitere unbestimmte Zeit ausfallen; da machen auch Karfreitag und Ostern und mittlerweile auch Pfingsten keine Ausnahme. Offene Kirche, Feiern auf dem Friedhof vor allem an Karfreitag und Ostern sind auch so gut wie nicht mehr möglich, weil die Anzahl der Teilnehmenden sich nicht begrenzen lässt. Schon im Falle einer Trauerfeier auf dem Friedhof stoßen wir auf äußerste Grenzen: welch ein Schmerz für die nächsten Angehörigen, auch für enge Freunde und Bekannte, nicht einmal mehr Abschied nehmen zu können von lieben nahestehenden Menschen. Auch hier ist

Auch die Kirchen müssen sich der Herausforderung durch das Coronavirus stellen

Phantasie gefragt, wie in Gottesdiensten im Spätjahr, wenn sie denn hoffentlich wieder möglich sind, diesem Abschied von Menschen, die wir gekannt und geliebt haben, nachträglich wieder Raum gegeben wird und dabei verkündigt wird: „**Ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein.**“

Jes. 43, 1b – möglichst schon vor dem Ewigkeitssonntag. Die live- und lebendig-gefeierten Gottesdienste werden wir hoffentlich gerade auch für die Zukunft jetzt so schmerzlich vermissen, dass nach Ende der Krise hoffentlich umso mehr Menschen wieder Sehnsucht nach Gemeinschaft im Gottesdienst haben, mehr vielleicht als vor der Krise. Dabei brauchen wir nicht nur jederzeit, sondern erst recht in dieser irrsinnig chaotischen Zeit die tröstende und Mut machende Osterbotschaft: „Der Herr ist auferstanden! Er ist wahrhaftig auferstanden!“ Und hier beweisen schon etliche Kirchengemeinden viel Phantasie, den Menschen Gottesdienst digital über Homepage u. v. a. in die Häuser zu vermitteln. Eindrücklich auch, wie vielfältig etwa

über Whats App Menschen sich gegenseitig trösten und im Sinne des Evangeliums aufrichten durch Lieder, Musik, gute Worte und Gedanken. Auch uns erreichen nahezu täglich solche guten Botschaften. Beindruckend, wie bewusst das heute unter Christinnen und Christen geschieht, wozu uns der Kolosserbrief ermutigt: „**Lehret und ermahnt (ermutigt) einander in aller Weisheit; mit Psalmen, Lobgesängen und geistlichen Liedern singt Gott dankbar in euren Herzen.**“ (Kol. 3,16)

Viele Kirchengemeinden beweisen Phantasie in der Not

Das Gesundheitssystem wurde kaputtgespart. Gesundheit muss uns wieder mehr wert sein

Es geht bei all den von der Regierung ergriffenen Maßnahmen darum, das Tempo der Ansteckungen zu verlangsamen, damit unser Gesundheitssystem nicht kippt. Es geht um unser aller besondere Rücksicht

auf die Kranken und Schwachen, die am ehesten gefährdet sind. Das kann nur bekräftigt werden und muss von uns allen unterstützt werden.

Nur warum droht unser Gesundheitssystem zu kippen? Noch haben wir wahrscheinlich eines der besten Gesundheitssysteme der Welt, wofür wir dankbar sein müssen. Blicken wir nach Italien oder Großbritannien, kommt uns das eiskalte Grausen. Aber auch bei uns wurde das Gesundheitssystem jahrelang kaputtgespart. Wenn Krankenhäuser gezwungen sind, als Profitunternehmen zu funktionieren und deshalb auch möglichst viel zu operieren, ob notwendig oder unsinnig, wenn unsere

Gesundheit, immer noch das höchste irdische Gut, zur bloßen Ware verkommt, ist das menschenunwürdig und eine Schande für ein so reiches Land

wie die Bundesrepublik. Die von Politik und Wirtschaft gewollte Abhängigkeit von China und Nahost erweist sich als sträflich fahrlässig, zumal sie aus Profitgründen in Kauf nimmt, dass Menschenrechte mit Füßen getreten werden. Sie muss umgehend rückgängig gemacht werden. Vielleicht müssen wir in Zukunft alle etwas mehr für unsere Gesundheit bezahlen, muss uns allen dieses kostbare Gut etwas mehr wert sein. Uns Privat-Versicherten erst recht. Und es kann den Ärzten, Schwestern und

Pflegern für ihr schon wochenlang andauerndes beinahe übermenschliches Engagement, in dem noch kein Ende abzusehen ist, nicht herzlich gut gedankt werden. Vor allem Letztere gehören zu den am schlechtesten Bezahlten (auch Klinikärzte verdienen nicht die Massen). Hoffentlich setzt sich in unserer Gesellschaft nach dieser Krise eine ganz neue Wertschätzung dieser Menschen durch, die sich in deutlich besserer Bezahlung und aufgestocktem Personal äußert. Unsere Gesundheit muss uns mehr wert sein.

Bislang hofft jeder auf die Zeit nach Ostern. Oder mittlerweile nach Pfingsten. Aber was wird danach sein? Dürfen wir diese Maßnahmen danach noch weiterführen, ohne den Menschen eine zeitliche Hoffnungsperspektive zu geben? Wäre das weiter zu beantworten? Das könnte den

Ruin kleiner und mittelständischer (Familien-)Betriebe, Gastronomie, ja letztlich den totalen Zusammenbruch unserer Wirtschaft bedeuten. Unseres kulturellen Lebens erst recht. Die großen Stars der Kunst können noch überleben; aber für die vielen Künstlerinnen und Künstler unserer kleinen städtischen Theater, die großartige Arbeit leisten, bedeutet das den Ruin. Droht ein Weltwirtschafts-crash, der die Ärmsten zuerst in noch größere Armut stürzt? Auch in der Zukunft unserer jungen Generation entsteht kaum mehr gut zu machender Schaden. Wie viele arbeitslos werden, wie viele in die Insolvenz getrieben werden, wie viele womöglich nicht krankenversichert sind – nicht auszudenken. Werden die von der Regierung zugesagten Hilfen ausreichen oder sind sie kaum mehr als ein Tropfen auf dem heißen Stein?

Ein ähnliches Desaster gilt für den Sport, der für viele auch in einer angespannten Arbeitswelt wichtige Freiräume für Erholung darstellt. Es kann genauso ein Gebot der Nächstenliebe sein, auch den jüngeren Generationen gegenüber, in absehbarer Zeit wenigstens schrittweise wieder in die Normalität zurückzukehren, wie es jetzt ein Gebot der Nächstenliebe sein mag, die Älteren und Kranken zu schützen – dies in aller Vorsicht gesagt. Ist es verantwortlich, diese Maßnahmen ins Unendliche bzw. Unabsehbare fortzusetzen? Das Verbot von sozialen Kontakten auf Dauer verodet langsam, aber sicher den Menschen, raubt ihm Lebensinhalte und Lebenssinn, macht ihn krank und depressiv und fördert nur den Rückzug in die eigenen vier Wände und den Egoismus, der sich z. B. im verbreiteten unsozia-

len Horten von Toilettenpapier äußert (auch irrsinnige Hamsterkäufe sollten endlich unter Strafe gestellt werden).

Nicht zuletzt aber wäre eine Fortsetzung dieser Maßnahmen gerade auch für unsere älteren gesundheitlich gefährdeten Mitmenschen verheerend. Die wenigen für sie verbleibenden sozialen Kontakte wie der Seniorenclub, der regelmäßige Seniorennachmittag ihrer Kirchengemeinde, ihre Gymnastikgruppe, der Gottesdienstbesuch oder einfach der Besuch von Menschen, die an sie denken, sind für sie wie die Luft zum Atmen. Können wir es verantworten, ihnen diese auf Dauer zu entziehen? Es würden irgendwann mehr alte Menschen den sozialen Tod sterben als am Coronavirus. Auch eine Fortsetzung dieser Maßnahmen auf unbestimmte Zeit kostet Menschenleben.

Ein Desaster für
Kultur und Sport

Entweder zeichnet sich also irgendwann eine kleine Wende in der Bekämpfung des Virus ab, oder wir müssen, so hart das klingt, auf Dauer mit dem Virus leben.

Über Internet und YouTube wurden mir aktuelle Aussagen des bekannten Lungenspezialisten und langjährigen SPD-Lokal- und Bundespolitikers Dr. Wolfgang Wodarg zugänglich. Angesichts seiner Vita als langjähriger Leiter des Gesundheitsamtes in Flensburg und Amtsarzt und erwiesener Verdienste bei der Bekämpfung

vergänger Epidemien muss ihm Qualifikation zugebilligt werden. Seine Aussagen, kurz und neutral, ohne Wertung, dargestellt: Ein Coronavirus habe es schon immer gegeben, bei jeder Grippe, nur sei es nie in einem Test ermittelt worden. In diesem Jahr im großen Lungenspezialistenzentrum in Wuhan, wo eine hohe Zahl an Lungenspezialisten festgestellt wurde, habe man das Coronavirus besonders unter die Lupe genommen und die Ergebnisse weltweit in alle Virozentren verschickt. Darauf habe die Charité in Berlin reagiert und ein Testverfahren entwickelt, das ohne validiert zu werden, quasi ungenehmigt mit der Begründung, Gefahr sei im Verzug, überall in der Welt als offizielles Testverfahren durchgeführt wird, mit geringem Aussagegrad. China habe sich daraufhin mit seinen totalitären Methoden weltweit als erfolgreicher Krisenmanager inszeniert, und die ganze übrige Welt falle darauf herein. Fazit: die Coronapandemie sei eine völlig überzogene Hysterie mit Maßnahmen, die nicht zu verantworten seien, nicht bedrohlicher als die jährliche Grippe. Wodarg vergleicht das mit dem Märchen vom König und seinen neuen Kleidern, der von all seinen Untertanen mit Bücklingen und

Komplimenten hofiert wird, bis ein Kind schließlich die Wahrheit sagt: Der hat ja nichts an!

Ich kann die Aussagen von Wodarg nicht nachprüfen. Nicht überzeugend erklären kann er die vielen Toten in Italien und auch die äußerste Belastung unserer Intensivstationen. Nicht nur der SPD-Politiker Karl Lauterbach, auch ein guter Freund von mir,

Hinterher ist man immer klüger

praktischer Arzt und Internist erklärt: Wodarg sei trotz vergangener Verdienste in dieser Angelegenheit nicht seriös, seine

Aussagen mit äußerster Vorsicht zu genießen. Erst später wird sich herausstellen, ob die ganzen Maßnahmen berechtigt und erfolgreich gewesen sein werden. Man ist bekanntlich hinterher immer klüger.

Wochenlang wurden die Menschen von Krisenachrichten nur überschüttet, und wen wundert es, dass die Menschen in der ersten frühlingswarmen Woche in Scharen ins Freie gehen, als falle der Frühling wie ein unvorhergesehener Schicksalsschlag vom Himmel. Auch die Politik und die Fachleute unter den Virologen haben bis Mitte März die Krise deutlich unterschätzt, nicht nur zahlreiche unverantwortliche Menschen, die sich in Parks oder auf der Neckarwiese tummeln. Das muss der Ehrlichkeit halber zugegeben werden. Nachdem so lange die Warnung vor Panikmache beschworen wurde, häuf(t)en sich jetzt die Verbote. Muss(te) ganz sicher sein. Was aber beim Krisenmanagement leider über Wochen hinweg vernachlässigt wurde: Hinweise, Informationen, wie sich Menschen (außer dem Üblichen, Händewaschen etc.) noch schützen können, um ihr Immunsystem zu stärken, gerade auch für noch gesunde ältere Menschen: viel Bewegung in

der frischen Luft im endlich beginnenden Frühling, Sport treiben, gesunde vitaminreiche Ernährung, Vitamin D. Allein oder zu zweit oder in der Familie, versteht sich. Stattdessen wurden wir nur noch mit Katastrophennachrichten überhäuft und in die Hoffnungslosigkeit und Depression entlassen, nicht zuletzt auch Angst gemacht mit der angedrohten Ausgangssperre. Es gibt selbst bekannte Virologen, die eine komplette Ausgangssperre für ineffektiv und schädlich halten. Es ist unserer Bundeskanzlerin und besonnenen Ministerpräsidenten wie etwa Winfried Kretschmann und auch anderen zu verdanken, dass es dazu nicht kommt, sondern stattdessen differenzierende Maßnahmen ergriffen werden, die den Menschen die Bewegung an der frischen Luft erlauben (wenigstens bis jetzt). Diese schadet auch niemandem, wenn sich die Menschen an die Regeln halten. Vielleicht hat das Wort „Ausgangssperre“ am Ende des Jahres die Chance für das Unwort des Jahres.

Müssen wir womöglich mit dem Virus leben, ob dem Coronavirus oder allen möglichen Viren? Mindestens stellt die Coronakrise massive Anfragen an uns alle, an unseren Lebensstil. Können wir uns noch alles leisten, was wir uns bisher leisten? Müssen wir in den Urlaub in die Dominikanische Republik oder auf die Bahamas fliegen oder gibt es nicht noch so viele schöne Urlaubsziele in Deutschland oder nahe liegenden Gegenden Europas, die bequem mit dem immer noch sichersten Verkehrs-

mittel, der Bahn, zu erreichen sind, sogar relativ pünktlich?

Die ganze Krise führt uns jedenfalls eindringlich vor Augen: Wir halten nichts in Händen, wir können nichts machen, unser Leben zu verlängern, wie Jesus schon in der Bergpredigt sagt: um keine kleine Spanne können wir es verlängern. Aber wir sind und bleiben in Gottes Hand. Und das allein ist das Beste, was uns geschehen kann.

Wer bereits das 80. Lebensjahr bei einigermaßen Gesundheit erreichen durfte, darf und muss dankbar sein. Sein/ihr Tod darf dann in der Regel ein natürlicher Tod sein.

Wobei klar ist: Ein qualvoller Tod oder gar ein Erstickungstod kann niemals ein natürlicher Tod sein; das gilt es in jedem Fall zu verhindern. Dass alle Menschen diesen natürlichen Tod sterben dürfen, Sterben auf den natürlichen Tod zu reduzieren, dafür sich einzusetzen ist uns allen aufgegeben (vgl. Eberhard Jüngel: Tod). Und wir alle müssen uns darauf vorbereiten, wie wir einmal vor unserem Herrn stehen. Unsere Lebenserwartung sinkt. Die hohe Anzahl der Influenzatoten (20000 bis 25000 in Deutschland) hat bisher kaum jemanden gekümmert. Wir leben – Folge des Sündenfalls – in einer ver-

letzlichen, ja tief verwundeten Welt. Die viele Jahre gezüchtete Illusion

vom medizinischen Fortschritt, der die allgemeine Lebenserwartung immer höher setzt, bald jenseits des 100. Lebensjahres, als könne der medizinische Fortschritt den Tod besiegen, erweist sich immer mehr als Luftblase. Mitnichten! Den Tod hat nur ein

Das Coronavirus stellt massive Anfragen an unseren Lebensstil

Die Hoffnung, der medizinische Fortschritt könne den Tod besiegen, ist eine Luftblase

Einzigem besiegt, am Ostermorgen, unser Herr Jesus Christus. Den Tod in allen seinen Formen, den sozialen Tod und den physischen, den wir alle einmal, früher oder später, sterben werden. Der Tod trennt uns in Ewigkeit nicht mehr von Seiner Liebe, reißt uns nicht aus Gottes liebender Hand heraus, im Glauben an IHN. Jesus lebt, mit ihm auch ich. Ich darf mit Ihm leiblich verbunden sein, in Ewigkeit mit IHM „sozialen Kontakt“ haben. Diese Freude möchte ich gerade in diesen Tagen verbreiten und mit vielen anderen teilen. Diese Welt, diese alte Erde, so sehr sie von Gott geliebt ist und unsere lebenslange Aufgabe bleibt, wird nicht ewig bestehen. Gott will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, wo Tränen getrocknet werden, Schmerz, Krankheit und Tod aufhören und wo es keine Corona- und andere Viren mehr gibt.

Ich wünsche den Kirchen und allen Christen und auch mir persönlich etwas mehr von diesem Vertrauen in unseren lebendigen Gott. Schließen möchte ich mit Gedanken, die uns eine Pfarrfrau in diesen Tagen weitergab und uns damit erfreute (die Quelle stammt von einem Superintendenten aus Villach, Österreich):

„Sonne ist nicht abgesagt/Frühling ist nicht abgesagt/Beziehungen sind nicht abgesagt/Liebe ist nicht abgesagt/Lesen ist nicht abgesagt/Zuwendung ist nicht abgesagt/Musik ist nicht abgesagt/Phantasie ist nicht abgesagt/Freundlichkeit ist nicht abgesagt/Gespräche sind nicht abgesagt/Hoffnung ist nicht abgesagt/Beten ist nicht abgesagt.“

■ Erhard Schulz, Meckesheim

Einladung zum Dies Academicus

Liebe Kolleginnen und Kollegen. Auch in diesem Jahr planen wir zusammen mit der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg und dem Freundeskreis der Fakultät einen Dies Academicus. Mit dem Titel „Herausforderungen der Komplexität und die Sehnsucht nach Einfachheit“ haben wir – so denke ich – ein spannendes Thema gewählt, das unseren Alltag begleitet. Anhand von zwei sehr unterschiedlichen Lebensbereichen wollen wir dieses Thema beleuchten: einerseits dem Umgang mit dem Fremden, andererseits der Veränderung in unserer Arbeitswelt. Komplexe Problemlagen und Entwicklungen gilt es zu bewältigen. Wie das gelingen kann, wird Gegenstand der Vorträge sein. Besonders ist in diesem Jahr, dass der zweite Vortrag nicht von einem Theologen, sondern von einer Volkswirtschaftlerin gehalten wird.

Ich hoffe, dass die Corona-Epidemie bis im Juli soweit bewältigt ist, dass wir uns treffen können. Bis dahin wünsche ich Ihnen alles Gute, Gesundheit vor allem und Kraft für Ihren Dienst. Und ich freue mich, wenn wir uns am 17.7. sehen können.

Um etwas besser planen zu können, bitten wir Sie um eine kurze Anmeldung im Büro des Pfarrvereins bis zum 26.06.2020 unter Telefon 0721 84 88 63 oder Mail: gross@pfarrverein-baden.de

■ Ihr Matthias Schärr, Mannheim



THEOLOGISCHE FAKULTÄT
DEKANAT



UNIVERSITÄT
HEIDELBERG
ZUKUNFT
SEIT 1386

Die Theologische Fakultät,
der Evangelische Pfarrverein in Baden e.V. und
der Förderverein der Theologischen Fakultät e.V.
laden ein zum



DIES ACADEMICUS

**Freitag, 17.07.20, 14 Uhr c.t. – 18 Uhr c.t.
Neue Universität, Hörsaal 01**

Grußworte

*Dekan Prof. Dr. Matthias Konradt,
Pfr. Matthias Schärr,
Prof. Dr. Heinz Schmidt*

Übergabe Marie-Baum-Preis

**"Du sollst den Fremden lieben wie dich selbst" –
Lev 19,34 im Spannungsfeld von exegetischer Vieldeutigkeit
und Sehnsucht nach moralischer Eindeutigkeit**
Prof. Dr. Dr. h.c. Manfred Oeming

Pause mit Kaffee und Kuchen

**Digitalisierung und die Zukunft der Arbeit:
vom Ende einfacher (Hiobs-)Botschaften**
Prof. Dr. Melanie Arntz

Zu den beiden Referent*innen und Vorträgen am diesjährigen Dies Academicus

Prof. Dr. Dr. h.c. Manfred Oeming, Ordinarius für Alttestamentliche Theologie an der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg

Titel: „Du sollst den Fremden lieben wie dich selbst!“ – Lev 19,34 im Spannungsfeld von exegetischer Vieldeutigkeit und Sehnsucht nach moralischer Eindeutigkeit

Ein Kernproblem der aktuellen Ethik ist der Umgang mit Fremden. Eine unvorstellbar große Zahl von Asylbewerbern und Flüchtlingen strömt in die reichen demokratischen Länder des Westens, auch in unser Land. Das 21. Jahrhundert ist das Zeitalter der Globalisierung und stellt uns durch umfassende „Migration“ vor enorme Herausforderungen. Nach Angaben der UN haben derzeit ca. 70 Millionen Menschen ihre Heimat verlassen und sind auf der Flucht. Diese zeitgenössische „Völkerwanderung“ hat einerseits mit furchtbaren Notsituationen zu tun, die man verharmlosend unter „Migrationsursachen“ subsummiert: Naturkatastrophen (wie Dürren und Erdbeben), entsetzliche politische Systeme und auch religiös motivierter Terror, vor allem aber langjährige bestialische Kriege. Menschen sind gezwungen, ihre Ursprungsländer zu verlassen, um das nackte Überleben möglich zu machen. Dazu kommen gewünschte Einwanderungen auf Grund von Fachkräftemangel.

Solche starken Veränderungen werden sehr unterschiedlich bewertet: Auf der einen Seite werden bestehende Ängste vor Kriminalität und vor Identitätsverlust durch den Zuzug von Migranten, zumal von Angehörigen solcher Religionen, die als gewaltbereit angesehen werden, beflügelt – und damit extreme politische Positionen bis hin zu rassistischem Hass, v. a. im Umfeld der AfD und der gesamteuropäischen Rechten etwa in Polen oder Ungarn, verstärkt. Auf der anderen Seite findet man aber auch eine bewusst gewollte und bejahte Multikulturalität, v. a. im Bereich der Grünen und der europäischen Linken. Zwischen Furcht vor dem Frem-

Zwischen Furcht vor dem Fremden und Freude an der Vielfalt

den und Freude an der Vielfalt, zwischen Xenophobie und Xenophilie brechen heftige politische und soziale Konflikte auf. Obergren-

ze und scharfe Abgrenzung oder aber Weltoffenheit und Willkommenskultur sind Kernthemen aktueller Politik nicht nur in Deutschland. Der Streit zwischen Grenze und Entgrenzung droht, den inneren Frieden unserer Gesellschaft und den inneren Zusammenhalt Europas, ja der Welt zu zerstören. Plötzlich sehen Viele das (angebliche) „christliche Abendland“ von einer massiven Islamisierung bedroht. Für Viele wird dabei die biblische Religion zu einer solchen Orientierungshilfe. Das Wort Gottes schenkt im Alten wie im Neuen Testament eine klare Ausrichtung und bietet ein festes Fundament. Aber wie genau funktioniert das? Der Vortrag will die

einzelnen Bestandteile des Gebots der Fremdenliebe und seiner Rezeption in verschiedenen theologischen Schulen genau untersuchen: Wer ist ein Fremder? Was heißt „lieben“? Was bedeutet „wie dich selbst“? Dabei werden Differenzen in der Auslegung und entsprechende Schwierigkeiten der ethischen Anwendung deutlich werden. Wie kann man mit den Ambiguitäten verantwortlich umgehen?

Differenzierter Blick auf den komplexen aktuellen Wandel der Arbeitswelt

sierung und Digitalisierung nicht zwingend zum Abbau von Arbeitsplätzen? Und wie verändern sich Qualifikations- und Kompetenzanforderungen? Die Antworten auf diese Fragen werden uns zeigen: Erst ein Verständnis der Komplexität macht uns handlungsfähig, um die Zukunft der Arbeitswelt gesellschaftlich aber auch individuell nachhaltig zu gestalten.

■ Matthias Schär, Mannheim

Prof. Dr. Melanie Arntz, stellvertretende Leiterin des ZEW-Forschungsbereichs „Arbeitsmärkte und Personalmanagement“ und Leibniz-Professorin für Volkswirtschaftslehre mit Schwerpunkt Arbeitsmarktökonomie an der Universität Heidelberg.

Titel: Digitalisierung und die Zukunft der Arbeit – vom Ende einfacher (Hiobs-)Botschaften

Der rasante technologische Fortschritt bringt immer neue Technologien hervor, mit denen Wertschöpfungsprozesse automatisiert werden können. Vor dem Hintergrund dieser technologischen Entwicklungen werden in der öffentlichen Debatte vermehrt Befürchtungen laut, dass in Zukunft viele Arbeitsplätze ersetzt werden könnten. Tatsächlich ist der Zusammenhang zwischen technischen Neuerungen und dem Wandel der Arbeitswelt jedoch sehr viel komplexer. Der Vortrag entkräftet daher die Hiobsbotschaften der Pessimisten und setzt dem ein differenziertes Verständnis der ökonomischen Zusammenhänge entgegen. Warum führt Automati-

Erreichbarkeit der Geschäftsstelle in Zeiten des Coronavirus

Aufgrund der aktuellen Situation infolge der Ausbreitung des Coronavirus bzw. der Krankheit COVID-19 kann es zu Einschränkungen bei der Erreichbarkeit der Geschäftsstelle kommen.

Da sich die Situation kurzfristig ändern kann, halten wir Sie auf unserer Website auf dem Laufenden: www.pfarrverein-baden.de

In Zeiten der Coronavirus-Ausbreitung und auch generell besteht die Möglichkeit, Ihre Beihilfebescheide eingescannt als PDF-Datei an die Geschäftsstelle zu senden. E-Mail-Adresse: krempel@pfarrverein-baden.de

Bleiben Sie gesund!

Absage der beiden Pfarrseniorenkollegs

Liebe Kolleginnen und Kollegen im Ruhestand!

Vor einigen Monaten haben wir Sie an gleicher Stelle auf die beiden für dieses Jahr geplanten Pfarrseniorenkollegs im Juni bzw. im September hingewiesen. Die Einladungen waren im Bischofsbüro schon in Vorbereitung. Die gegenwärtigen Entwicklungen um die Ausbreitung des Corona-Virus haben uns hier vor eine veränderte Situation gestellt. Niemand weiß im Moment verlässlich, wie die weitere Entwicklung aussieht. Deshalb möchten wir Sie um Verständnis bitten, dass wir beide für das Jahr 2020 vorgesehenen Pfarrseniorenkollegs absagen müssen. Darüber, ob es für 2021 noch eine Möglichkeit für solche Kollegs gibt, oder ob wir erst für 2022 wieder eingeladen können, informieren wir Sie, wenn wir Verlässliches sagen können.

Mit der Bitte um Verständnis und mit herzlichen Grüßen,

■ Ihre Prälat Dr. Traugott Schächtele
und Prälatin Dagmar Zobel

Evangelische Kirche in Deutschland

Religiöse Bildung angesichts von Konfessionslosigkeit. Aufgaben und Chancen. Ein Grundlagentext der Kammer der EKD für Bildung und Erziehung, Kinder und Jugend.

*Evangelische Verlagsanstalt Leipzig, 2020.
148 S., 8 Euro*

Seit Jahrzehnten lässt sich in der Bevölkerung Deutschlands ein fortschreitender Prozess der Distanzierung gegenüber den großen Kirchen beobachten. In Ostdeutschland sind – je nach Region – zwischen 70 % und 90 % der Bevölkerung konfessionslos. Aber auch im Westen steigt – auf Grund von Migration und aus demographischen Gründen – diese Zahl.

Dass die „Kammer der EKD für Bildung und Erziehung, Kinder und Jugend“ das Phänomen Konfessionslosigkeit ins Zentrum eines Grundlagentextes stellt, in dem sie danach fragt, „ob und wozu Konfessionslosigkeit kirchliche Bildungsverantwortung herausfordert“, ist verdienstvoll (wenngleich die Frage nach dem „ob“ eigentlich keine Frage sein sollte).

Es geht dabei nicht nur um die didaktische Herausforderung, wie in den kirchlichen Bildungseinrichtungen – von den Kindertagesstätten bis hin zur Erwachsenenbildung – Themen und Vorgehensweisen auch auf den Adressatenkreis der

Konfessionslosen ausgerichtet werden. Nicht weniger als das Selbstverständnis der evangelischen Kirche ist berührt, die einen Statuswechsel erlebt von einer mehrheitlich christlich geprägten Gesellschaft zu einer religionspluralen, in weiten Teilen konfessionslosen Gesellschaft.

Fundamental sind aber auch die theologischen Anfragen, die sich in einem gesellschaftlichen Kontext stellen, in dem viele Menschen meinen, die eigene Lebensführung nach objektiv rationalen Kriterien und vorwiegend unter Inanspruchnahme technischer-naturwissenschaftlicher Möglichkeiten zu gestalten und auf den christlichen Glauben verzichten zu können. Wie reden Kirche und Theologie in diesem veränderten weltanschaulichen Kontext und der damit verbundenen „Plausibilitätskrise“ von Gott bzw. wie sollten sie es tun?

Die Studie versucht das Problemfeld in mehreren Kapiteln zu umreißen. In einem ersten Kapitel wird unter religionssoziologischem Aspekt die empirische Vielschichtigkeit des Phänomens „Konfessionslosigkeit“ in Deutschland dargestellt. Es folgt eine Erörterung darüber, wie die Komplexität des Themas „Konfessionslosigkeit“ im Schnittfeld von Sozialisationsforschung, Wissenssoziologie, Theologie und Kirchenrecht etc. erfasst werden kann. Hier kann man lesen: „Aus dem Blickwinkel des modernen Individualismus und des freiheitlichen Rechtsstaats ist ... die Option, konfessionslos zu werden oder zu sein, ein Gewinn.“ Als Leser wird man neugierig, weil man sich fragt, aus welchem Blickwinkel wäre dann ein Verlust zu beklagen?

Das dritte Kapitel entwirft „Optionen und Ziele kirchlichen (Bildungs-) Handelns

und theologischer Reflexion angesichts konfessionsloser Muster der Lebensführung und -deutung.“ Dabei wird an die reformatorische Einsicht angeknüpft, dass außerhalb von Kirche keineswegs nur „gottloses“ Terrain zu finden ist. Kirche ist nicht als Bedingung oder Grenze von Gottes Wirklichkeit zu verstehen, sie steht aber vor der Aufgabe, aller Welt das Evangelium zu kommunizieren.

Eine sich dialogisch verstehende Kirche und Theologie sind aufgefordert, ihre Deutungen der Wirklichkeit „kritisch, apologetisch und konstruktiv“ im persönlichen wie im öffentlichen Gespräch unter die Menschen zu bringen. Dieser Dialog muss heute dreistufig stattfinden: zwischen den Konfessionen, zwischen den Religionen und schließlich mit den konfessionslosen und religionsfernen Menschen.

Hier findet sich dann auch eine Antwort auf die im zweiten Abschnitt aufgeworfene Frage: „Aus christlicher bzw. evangelischer Perspektive bleibt Bildung fragmentarisch und defizitär, wenn sie nicht die Auseinandersetzung mit daseins- und wertorientierenden Fragen und die Suche nach einer existentiell tragfähigen Gestalt der Lebensführung und -deutung einschließt.“

Im vierten Abschnitt werden noch einmal die „Grundsätze religiöser Bildung, kirchlichen Handelns und theologischer Reflexion“ zusammengefasst, ohne dass man gegenüber dem bisher Gesagten etwas grundlegend Neues erfahren würde: Man orientiere sich stärker an den Chancen als an den Verlusten, begrüße Pluralität als etwas dem christlichen Glauben Innewohnendes und erlerne die Vielsprachig-

keit der Glaubenskommunikation!

Zuletzt werden in einem fünften Abschnitt die Aufgaben formuliert „im Blick auf Menschen, die ihr Leben ohne Mitgliedschaft in einer Religionsgemeinschaft führen und deuten.“ Im Mittelpunkt stehen dabei Bildungsangebote, die der „religiösen Alphabetisierung“ dienen sollen – von der Unterstützung religiöser Sozialisation in der Familie bis hin zu Angeboten christlich inspirierter Lebensführung in Schule und Erwachsenenbildung.

Es gehe darum, christliche Religion nicht nur als kognitives Geschehen, sondern vor allem als „Lebensform“ erfahrbar zu machen. Eine besondere Erwähnung in diesem Zusammenhang finden erfreulicherweise die sogenannten Verkündigungssendungen im öffentlich-rechtlichen, aber auch im privaten Rundfunk. „Sie erreichen täglich Millionen von Hörerinnen und Hörern unterschiedlicher Grade der Kirchenverbundenheit – als punktuelle, pointierte, in den Alltag hinein kommunizierte, auch Menschen außerhalb formaler Bildungsprozesse erreichende Auslegungen des Evangeliums.“ Unterm Strich ist vieles, was gesagt wird, nicht neu, aber in der vorliegenden Systematisierung hilfreich, weil es auf strategische Weiterarbeit angelegt ist. „Das erforderliche Maß an Konkretisierung kann hier nicht abgebildet werden“, heißt es an einer Stelle. Das kann man von einem Grundlagentext auch nicht erwarten, aber genau darauf wird es künftig ankommen.

■ Klaus Nagomi, Karlsruhe

Ekkehard Hildbrand

* 16.05.1951 † 07.03.2020

ANSPRACHE

TRAUFEIER FÜR PFR.I.R. EKKEHARD HILDBRAND

AM MONTAG, 16. MÄRZ 2020

FRIEDHOFSKAPELLE AUF DEM NEUREUTER HAUPTFRIEDHOF

„Wir befinden uns in einer Ausnahmesituation!“ Das war der erste Satz in der Fernseh-Ansprache von Ministerpräsident Kretschmann am vergangenen Freitag. Wir alle kennen die besonderen Umstände dieser Ausnahmesituation. Sie betrifft inzwischen viele Bereiche unseres Lebens. Auch dieser Abschied von ihrem Ehemann und Vater, Schwiegervater und Großvater war davon betroffen.

In viel kleinerem Rahmen und an einem anderen Ort feiern wird diesen Gottesdienst des Abschiednehmens. Aber nicht minder getragen und getröstet in dem Glauben, dass auch der geliebte Mensch, von dem wir Abschied nehmen, nicht tiefer fallen kann als in die bergenden Hände Gottes.

Wirklich - wir leben in einer Ausnahmesituation. Aber nicht erst seit dem vergangenen Wochenende. Und nicht erst seit den Tagen der Krise, die dieses Virus in Gang gesetzt hat. Leben ist immer Leben in einer Ausnahmesituation.

Eine solche Ausnahmesituation hatten sie als Familie in besonderer Weise, nicht erst im letzten Jahr. Sondern eigentlich schon seitdem Herr Hildbrand die Diagnose seiner seltenen Erkrankung erhalten hat. Seit-

dem hat er, haben sie alle gewusst, dass das Leben unter den Rahmenbedingungen einer Ausnahmesituation verläuft.

Das letzte Lebensjahr war in besonderer Weise ein Jahr herausfordernder, nicht selten auch überfordernder Ausnahmen. Nach der Transplantation war es ein Leben zwischen Hoffen und Bangen, zwischen Kämpfen und Resignieren, zwischen körperlicher Widerstandskraft und ärztlicher Kunst. Auch ein Leben zwischen Karlsruhe und München bzw. Bad Aibling.

„Lasst mich ziehen, denn der Herr hat Gnade zu meiner Reise gegeben.“ Dieser Satz ist über der Traueranzeige zu lesen. Es ist für diese ganze Zeit ein programmatischer Satz. Das Reisen wurde Teil ihres Alltags. Heute steht es als Bild dieser so ganz anderen Reise von Ekkehard Hildbrand – seiner Reise aus der Mitte seiner Lebensgemeinschaft mit ihnen als Familie in die Erfahrung bleibender Lebendigkeit in der unbeschreiblichen Wirklichkeit, die wir Gott nennen. „Lasst mich ziehen, denn der Herr hat Gnade zu meiner Reise gegeben.“

Diesem Bibelvers aus der alttestamentlichen Geschichte von Isaak und Rebekka hat Herr Hildbrand noch einen zweiten zur Seite gestellt. Die Zusage Gottes an einen

Menschen in großer Bedrängnis. Einen Menschen, der wie er selber immer wieder die Grenzen seiner körperlichen Verfasstheit. Einer, für den zeitlebens immer gegolten hat: „Wir befinden uns in einer Ausnahmesituation.“

Paulus, der große Theologe und Gemeindeglieder aus der Anfangszeit der Kirche war gesundheitlich ein geplagter und gezeichneter Mensch. Seine Bitten an Gott um Besserung führen nicht zur Genesung. Stattdessen erhält er die Botschaft: „Lass dir an meiner Gnade genügen. Denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ (2. Korinther 12,9)

Ekkehard Hildbrand war in den Tagen guter Gesundheit kein Mensch, bei dem man Zeichen von Schwachheit hätte vermuten können. Geboren in Oppenau im Schwarzwald wuchs er in Hornberg-Reichenbach auf. Nach seiner Gymnasialzeit in Hausach nahm er das Studium der Theologie und Anglistik auf, zunächst mit dem Ziel, Lehrer zu werden, ehe er den Weg ins Pfarramt gewählt hat. Studienorte waren Bethel, Göttingen – wo sie sich kennengelernt haben, liebe Frau Hildbrand – und schließlich Heidelberg. Die Stationen auf dem Weg ins Pfarramt waren das Lehrvikariat in Kollnau und das Pfarrvikariat in Denzlingen.

Im Jahre 1980 haben sie beide geheiratet. Fast vier volle Jahrzehnte waren sie sich zuverlässig in Liebe verbunden. Gottes Zusage an Abraham war ihr Trauspruch: „Ich will dich segnen. Und du sollst ein Segen sein!“ (1. Mose 12,2) Zu diesem Segen, liebe Frau Hildbrand, gehören ihre beiden

Töchter Kathrin und Wiebke jeweils mit Mann sowie bisher – und nicht mehr lange als einzige – ihre Enkeltochter Clara.

Die erste Gemeinde von 1981 bis 1992 dann Königschaffhausen und Leiselheim am Kaiserstuhl. Von 1992 bis zu seinem Ruhestand im Jahr 2016 war er über 24 Jahre dann Pfarrer hier in Neureut. Bei allem Blick fürs Ganze haben sie drei Schwerpunkte in der Arbeit ihres Mannes wahrgenommen: die Liebe zu den Gottesdiensten, das Engagement in der Jugendarbeit sowie die Zugewandtheit gegenüber den Kranken und auch gegenüber denen auf der letzten Wegstrecke ihres Lebens. Nicht zuletzt auch denen, die der Kirche den Rücken kehren wollten, galt Herrn Hildbrands fürsorglicher Blick.

„Wir befinden uns in einer Ausnahmesituation!“ Darauf zu reagieren, als Mitmensch genauso wie als Pfarrer – das hat zu einem Programm der Leidenschaft für den Menschen und der Weitergabe der Guten Nachricht der Menschenfreundlichkeit Gottes geführt. Und das alles in einer Haltung, die der Kabarettist Hanns Dieter Hüsch in die Worte gefasst hat:

Was macht, dass ich so unbeschwert und mich kein Trübsinn hält?
Weil mich mein Gott das Lachen lehrt
Wohl über alle Welt

Das fröhliche Lachen, das war wohl das prägende unveränderliche Kennzeichen seiner Persönlichkeit. Aber auch die Lust, Neues zu entdecken, nicht zuletzt das Reisen. Wie schön, dass sie 2017 auch noch einmal nach Israel fahren konnten!

Und am Ende dann doch Paulus: „Lass dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Diese Kraft war Herrn Hildbrand lange abzuspielen. „Er war ein Kämpfer“, so haben sie ihn beschrieben. Auch wenn die Kraft zum Kämpfen dann doch immer weniger geworden ist. „Lass dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig!“

Da war es am Ende gut – da ist es heute gut, dass der Satz „Wir befanden uns in einer Ausnahmesituation!“ noch für eine weitere Deutung offen ist.

In der Tat – wir befinden uns in einer Ausnahmesituation. Ausnahme verstanden auch in dem Sinn:

Gott nimmt uns heraus! Heraus aus einer Welt, in der am Ende immer der Tod das Sagen hat.

Gott nimmt uns heraus aus einer Welt, in der Resignation und Egoismus gleichermaßen die gängigsten Konzepte für die Zukunft zu sein scheinen.

Gott nimmt und heraus aus einer Welt, in der der Tod die letzte Grenze zu sein scheint.

Wie gut, dass es auch diese Ausnahme, diese Herausnahme gibt. Dass wir uns anstecken lassen dürfen von der Gewissheit, dass diese Realität um uns herum, diese Welt, in der wir leben, nur als vorletzte, eigentlich als vorübergehende ihr Recht hat. Das letzte, was über sie zu sagen ist, das letzte, was über uns alle zu sagen ist, und heute in besonderer Weise über Ekkehard Hildbrand, das ist, dass wir Zukunft haben. Zukunft, weil wir uns an dem einen orien-

tieren, der uns zum Modell einer Zukunft bei Gott und mit Gott gegeben hat. Ganz im Sinne seines Konfirmationspruches: „Christus hat uns ein Vorbild hinterlassen, dass wir seinen Fußstapfen nachfolgen sollen.“ (1. Petrus 2,21) Aus der einen Ausnahmesituation in die andere. Aus der Ausnahme der Krise in die Ausnahme eines Lebens das bleibt. Über den Tod hinaus. Für immer. Bei Gott. Amen.

■ Traugott Schächtele, Schwetzingen

Zu guter Letzt

Zuflucht noch hinter der Zuflucht

Hier
ruft nur gott an

Unzählige leitungen lässt er legen
vom himmel zur erde

Vom dach des leeren kuhstalls
aufs dach des leeren schafstalls
schrillt aus hölzerner rinne
der regenstrahl

Was machst du, fragt gott

Herr, sag ich, es
regnet, was
soll man tun

Und seine antwort wächst
grün durch alle Fenster

Reiner Kunze